# Geschichtliche Skizze

der

# Wahrhaftigkeit und der Lüge

in

## der ärztlichen Praxis,

von ihrem Anbeginn bis in die Neuzeit,

für

gebildete Nichtärzte und angehende Aerzte entworfen

von

**Dr. C. J. Le Viseur,**

Regierungs- und Medizinal-Rath a. D. rc.



„— — quid homines facere soleant, non quid debeant."

BACONUS, de augm. sc. lib. VII.



Posen.

J. J. Heine'sche Buchhandlung.
(R. Levysohn.)

1859.

Posen, gedruckt bei M. Zörn.

Seinem Sohne Otto

als

**Viaticum**

für den begonnenen ärztlichen Lebensweg

gewidmet

vom

**Verfasser.**

# Einleitendes Vorwort.

Aus der Geschichte der medizinischen Wissenschaft und Kunst ergiebt sich ein abgesondertes Bild, welches das äußerliche Treiben der Praktiker darstellt, eine Geschichte der ärztlichen Praxis, welche von dem inneren Entwickelungsgang der Doktrin absieht und daher auch dem „Laien" zugänglich ist. Ein Panorama dieser Geschichte sollen die folgenden Blätter skizziren, als eine durch die Jahrhunderte wandernde Gestaltung von rein menschlichem Interesse [1]).

Wie alle Praxis überhaupt, d. h. die Anwendung erlangter Kenntnisse und Geschicklichkeiten zur eigenen und Anderer Befriedigung, so hat auch die medizinische ihre Quelle im Bedürfniß der Menschen, empfängt von dieser, so mannigfachen und wandelbaren, Triebkraft ihre Richtung und läßt sich von ihr oft auch auf Wege leiten, die der Theorie entgegengesetzt sind, wie dies der gleißnerische Cicero in Bezug auf die rethorische Praxis so naiv ausdrückt: quod enim probat multitudo, hoc idem doctis probandum est (Brutus, 50)! —

Indem die medizinische Kunstausübung im Dienste des Heilbedürfnisses der Menschen steht und dafür belohnt wird, heißt sie

---

[1]) Ein Bruchstück dieser Skizze hat der Verfasser vor einigen Jahren anonym in der „Medizinischen Central-Zeitung" veröffentlicht.

Praxis in dem doppelten Sinne, den das griechische Wort hat: Anwendung und — Nutzung. — Jene, auf die Heilung und Linderung menschlicher Leiden gerichtet, trägt eine hohe ideale Befriedigung in sich, die Nutzung aber führt zu einem grob realistischen Trachten, und so ist der ärztlichen Praxis der innere Zwiespalt gegeben, der ihre vielfältige Gestaltung im Laufe der Geschichte begleitet: in Wahrhaftigkeit und in Lüge. —

Es wird wohl hier und da anstößig sein, daß der Verfasser das Orakel Apollo's *μή κίνειν χαμαρίναν, ἀκίνητος γάρ ἀμείνων* (Servius, in Aen. 3) nicht befolgt, allein wir Aerzte thun wohl daran, den Sumpf aufzurühren, den Wahn zu bekennen und den mephitischen Dunst zu beleuchten, wenn wir hinauskommen wollen. — „Ergo si quis extiterit, qui sese laesum clamabit, is conscientiam prodet suam [2]“. —

Gebildete Nichtärzte werden in diesem Panorama nicht ohne lebhafte Theilnahme den Ambos sehen und die Musik der Hämmer hören, welche auf demselben die Gesundheit und das Leben der Menschen bearbeitet haben. —

Angehende Aerzte erhalten in dieser kleinen Schrift ein Stückchen Encyklopädie ihrer Fachgeschichte, der sie ihre Aufmerksamkeit auf der Universität schon deshalb nicht haben zuwenden können, weil das täglich anwachsende wissenschaftliche Material, dessen sie sich für die zu bestehenden gesetzlichen Prüfungen haben bemächtigen müssen, alle ihre Zeit in Anspruch nahm; außerdem aber auch, weil in der Gegenwart die medizinisch-geschichtlichen Vorlesungen aus den Lektions-Katalogen der meisten Hochschulen fast gänzlich verschwinden! — Und doch kann der Arzt nicht früh

[2]) Erasmus Roterodamus, Vorrede zu seinem Buche: Stultitiae Laudatio, an seinen Freund Thomas Morus. London 1765.

genug dem Studium seiner Fachgeschichte obliegen, wenn er früh genug zu einem Grad von Erfahrenheit gelangen will, der aus dem thätigsten Leben des Einzelnen, erreichte er auch das höchste Alter, nimmer gewonnen werden mag; — eine nur beiläufige Bemerkung, die nicht etwa dieser, als geschichtlicher Stoff so untergeordneten, Skizze gelten soll. —

Die hier aneinander gereiheten Thatsachen sind größtentheils Werken der anerkanntesten Geschichtsforscher entnommen, wie Kurt Sprengel, Häser, Max Duncker, Fr. v. Raumer ꝛc., und an entsprechenden Orten mit Hinweis belegt.

Was die Vertheilung der Skizze in vier Rahmen betrifft, so folgt sie aus der Wesenheit der ärztlichen Praxis, deren Grundbedingung das Heilbedürfniß ist, das körperliche und das seelische, und die daher in allen Uranfängen eines Gesellschaftszustandes mit dem religiösen Kultus, der Religionspraxis, zusammen geht, Eins ist, so lange das seelische Heilbedürfniß die Gemüther beherrscht, aber auch mit dem religiösen Kultus entartet, die innere Kraft verliert und — die Wahrhaftigkeit; — dann mit ihm auf jeder Spur einhergeht, wo irgend eine andere geistige oder sinnliche Macht ihr eine Theilherrschaft über die Menge verspricht; — und endlich auf den Weg gelangt, auf welchem sie wieder in Wahrhaftigkeit dem Heile der Menschen treu zu dienen berufen ist. — Die religiösen Kulte der Völker geben also den natürlichen Eintheilungsgrund ab, bis die Praxis sich von ihnen trennt — und demgemäß ist das Bild skizzirt. Bei jedem Volke, das eine vollständige Kulturentwickelung erreicht hat, zeigt sich zuletzt diese Trennung der ärztlichen Praxis und ein Streben derselben, den Weg der Naturforschung zu betreten; dies ist ihr aber erst bei ihrer Trennung vom christlichen Kultus gelungen: — Bei näherer Betrachtung von diesem Gesichtspunkte aus treten die vier specifisch verschiedenen Abtheilungen hervor: die heidnische, die

jüdische, die christliche und die naturwissenschaftliche ärztliche Praxis.

Man wird, nicht ganz ohne Interesse, den geschichtlichen Gang, welchen Fichte im Großen und Ganzen in der Gesammtgeschichte der Menschheit aufzeigt [3]), auch im Kleinen wahrnehmen und zwar so, daß bei keinem der besprochenen Völker die Entwickelung der ärztlichen Praxis über das dritte Zeitalter hinaus gelangt [4]), bis zu unserer Gegenwart, wo sie ernstlich in das „der anhebenden Rechtfertigung" einzutreten beginnt. —

Entschlagen wir uns der Besorgniß, daß nicht „fato quodam, cuius maligna perpetuaque in omnibus rebus lex est, — ad summum perducta, rursus ad infimum, velocius quidem quam ascenderat, relabatur [5])". —

---

[3]) Das erste Zeitalter nennt Fichte den Stand der Unschuld; das zweite, das der „äußerlich zwingenden Autorität", den Stand „der anhebenden Sünde"; das dritte, das der „absoluten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit", den Stand „der vollendeten Sündhaftigkeit"; das vierte, das „der Vernunftwissenschaft", den Stand „der anhebenden Rechtfertigung"; das fünfte endlich, das „der Vernunftkunst", den Stand „der vollendeten Heiligung".

S. „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", Berlin 1806, und dessen Werke, Bd. VII. S. 4—256. Berlin. Veit und Comp. 1846.

[4]) Fichte bezeichnet sein eigenes Zeitalter als das dritte, und jetzt — mehr als ein halbes Jahrhundert später — stecken wir noch darin! —

[5]) Seneca, Controv. I. (mihi) S. 38.

# I. Die Wahrhaftigkeit und die Lüge in der ärztlichen Praxis bei den heidnischen Völkern.

Alle Sagen, die von den Urvölkern kommen, beweisen, daß der Anfang einer Heilpraxis mit den ersten religiösen Vorstellungen der menschlichen Gesellschaft zusammen fällt. Im siegenden Kampfe mit der faßbaren Natur begegnen dem Menschen unfaßbare Einflüsse, die ihn unerwartet und ungekannt elend machen, oder beglücken, d. h. böse und gute, die er nicht zu lenken vermag und daher als seine verborgenen Beherrscher anschaut. Die Vorstellung vom Bösen gestaltet sich zuerst. Wir sehen dies an den australischen Schwarzen, deren menschliche Perfectibilität man bezweifelt und die nicht einmal einen Götzendienst haben, die aber dennoch ein böses Prinzip fürchten, nämlich ein Fabelthier, halb Pferd und halb Alligator, das sie „Bunyib" nennen und von welchem sie glauben, daß es, „wenn es über den Boden gehe, keine Spur hinterlasse, und den Schlafenden die Butter (Fett, Mark) aus dem Körper sauge, so daß dieser dahin schwinde, oder sonst krank werde" (Wanderungen in Australien 2c. Nach G. C. Mundy, deutsch bearbeitet von Friedrich Gerstäcker. Leipzig bei Lorck 1856. S. 146).

Krankheit also ist die Schickung des übernatürlichen bösen, Genesung die des guten Prinzips, und wenn es dem Instinktversuche des Mitleids gelingt, den Schmerz des wehklagenden Genossen zu lindern, zu heilen, und immer wieder gelingt, so ist der mit solcher Macht Begabte der Liebling jener geheimen Wesen und ihr Vermittler: der erste Arzt und Priester zugleich.

Der specifische Charakter der heidnischen Praxis ist die rein primitive Unschuld, aus der sie hervorgeht und deren Spuren sie selbst noch in der Zeit ihrer Entartung bewahrt.

Bei den **Egyptern** ist Horus, Sohn des Osiris und der Isis, welche das Prinzip des Guten vertreten, der Heilgott, nachdem er den Typhon, welcher, mit der Nephtys, das böse Prinzip dargestellt, getödtet hat.

Er offenbart in den Tempeln des Osiris und der Isis seine wundervolle Heilkraft durch Priester. Wie diese Tempelärzte die Kranken in der Urzeit behandelt haben mögen, ist nicht geschichtlich bekannt, aber zur Zeit Herodot's kannten und gebrauchten die Egypter schon ausleerende Arzneimittel: Klystire, Purpanzen und Vomitive, und die Priester bildeten schon einen heiligen Stand, indem sie sich selbst ein sehr strenges Ritual auferlegten. Sie wuschen sich zweimal am Tage und zweimal in der Nacht; jeden dritten Tag schoren sie ihren Leib, insbesondere den Bart und die Augenbrauen, damit nichts Unreines an ihnen haftete; sie trugen nur Kleider von der feinsten, weichsten und weißesten Leinewand (Byssus) und Schuhe von doppeltem Papyrus (Byblus, auch Biblus); sie enthielten sich des Fleisches von Schweinen und Schafen, der Fische und der Hülsenfrüchte; sie fasteten oft und kasteieten sich, und während die übrigen Egypter in der Polygamie lebten, nahm ein Priester nur eine Frau [6]). Ihre religiösen Heilmittel bestanden in Reinigung, Schlaf im Tempel mit nächtlichen Erscheinungen des Serapis, Opfern, Gebeten, Gesängen, Umgängen mit den Idolen und astrologischen Verkündigungen.

Dieser Tempeldienst, zu welchem auch noch das Einbalsamiren gehörte, machte eine zahlreiche Priesterschaft nothwendig und priesterliche Diener. Alle waren der Sorge um ihren Lebensunterhalt enthoben, da, wie Herodot sagt, ihnen täglich „heiliges Brod gebacken, Gemüse, Gänse, Kalbfleisch und Wein genug" gereicht wurde [7]).

Unter ihnen hatten sich auch Zweifler gefunden, welche ihre Meinung: der Mensch müsse neben der Verehrung der Götter auch seinen Verstand gebrauchen und auch irdische

---

[6]) Max Duncker. Geschichte des Alterthums. I. S. 58.

[7]) Ibid. S. 69.

Heilmittel suchen und anwenden, offen aussprachen, freie Beobachtungen anstellten, forschten und das, was sie für wahr erkannt hatten, ausführten, ja ihre Erfahrungen in den Tempeln selbst, an den Säulen des Schriftgottes Thoth (Hermes) aufzeichneten, trotzdem, daß ihre Vorgesetzten, die vornehmen Oberpriester, anderer Meinung waren. Als aber auf diesem Wege eine Sammlung von Erfahrungen entstanden war, und die Priester die „sechs Bücher des Arztes [8])“ geschrieben hatten, trat „die äußerlich zwingende Autorität“ ein: die Priester durften fortan in der ärztlichen Praxis, bei Todesstrafe, nur nach den in dem medizinischen Gesetzbuche — Ambre oder Embre genannt — enthaltenen Vorschriften handeln. — Schon mit der Zulassung irdischer Heilmittel überhaupt war das Geständniß gegeben, daß die derzeitigen Vermittler der Isis nicht mehr die volle Gnade der Göttin besaßen, und als man nun darauf gekommen war, den schwindenden Nimbus der Götzen durch gesetzlichen Zwang zu schützen, bemächtigte sich auch das profane Volk der ärztlichen Praxis, was besonders daraus zu schließen ist, daß die in Egypten reisenden Ausländer die Egypter ein Volk von Aerzten nannten, und daß, nach Herodot, dort jede Krankheit ihren besonderen Arzt hatte [9]).

Bei den alten **Arabern**, deren Kultus nur höchst einfach gewesen sein muß, da er der Geschichte nur dürftige Spuren hinterlassen hat, finden wir auch keine medizinische Praxis, die Frucht eines, diesen Wanderstämmen fremd gebliebenen, körperlichen und geistigen Elends.

Bei den **Chaldäern in Babylon** dagegen, wo eine gedrängte Bevölkerung in größtem Ueberflusse verweichlicht und üppig lebte, und ein sehr komplicirter Kultus von einer gelehrten und mächtigen Priesterschaft gepflegt wurde, gab es auch eine ärztliche Praxis ganz religiöser Natur auf astrologischer Grundlage. Kein Volk hat je seinen religiösen Vorstellungen einen so ausschließlich und grob sinnlichen Ausdruck gegeben, wie die Babylonier und ihre Verwandten, die Phönizier und Karthager. Die Größe und Hoheit ihrer höchsten und

---

[8]) Duncker a. a. O. S. 71.

[9]) Vergleiche Uhlemann, Thoth oder Wissenschaft der alten Egypter 2c Göttingen 1855.

gefürchtesten Götter versinnlichten sie durch bauliche Dimensionen, wie sie nirgend wo anders, selbst bei den Egyptern nicht, gefunden werden. Man denke sich vor Allem einen Würfel von 600', von welchem, trotz dem gebrechlichen Material (Ziegel), jetzt noch eine Höhe von 235' sichtbar ist[10]); das war der biblische sprachverwirrende, dem Bel geweihete Tempel. — Bel, Baal, Moloch, Melkarth, die Götter der Himmel, der Helle, des Lichts, wie des zerstörenden Feuers, forderten furchtbare Menschenopfer in Blut und Flammen; Mylitta, Astarte, Aschera, die freundlichen Göttinnen der Erde, der Zeugung und Geburt, wollen durch die sinnlichsten Opfer, die eine Jungfrau darbieten kann, gewonnen werden[11]). Solche Vorstellungen lassen, so lange sie in vollem Einfluß sind, für jene ärztliche Praxis keinen Raum, die ihre Heilmittel aus der „kleinen Welt durchprobirt". Als daher die Priester der Astarte — „der Tochter des Himmels und Enkelin des Höchsten (עליון) — mit den Bätylien kurirten, Kügelchen (aus Meteorstein geformt), welche verhüllt auf- und abgeschwungen wurden, und die Nachkommen der dienenden Götterzwerge, mit welchen Astarte umgeben war, die Arzneipflanzen und die Kunst entdeckten, giftige Wunden zu heilen, da muß schon der Glaube an die unmittelbare Heilkraft der Priester im Sinken und das Vertrauen zu profanen, natürlichen Stoffen nothwendig gewesen sein, um die Tempelpraxis aufrecht zu erhalten. Jene ärztlichen Zwerge heißen auch *πάταικοι* welchen Namen K. Sprengel fragweise von dem Hebräischen במח, Vertrauen, ableitet, indeß sagt doch Herodot[12]), daß die Phönizier die Idole so genannt haben, mit welchen sie die Hintertheile ihrer Schiffe zierten, und so kann das Wort *πάταικος* auch mit dem Hebräischen פְּתִיחָה — Eingang, Titel — identisch sein, und die Pataiken wären die Sinnbilder der Titel und Ehrenzeichen, die ein Praktiker sich verschaffen soll, um Vertrauen zu gewinnen!

Das Volk der **Inder**, das wir erst vermittelst der Griechen kennen lernen, steht in Bezug auf seinen Religionskultus zur Zeit Alexander's „nicht mehr auf der primitiven Stufe[13])"; wir haben auch

[10]) Duncker a. a. O. S. 125, 126.

[11]) Ibid. S. 127 und 128.

[12]) Thal. 77.

[13]) Duncker a. a. O. II. S. 17.

von dem Leben und den Zuständen des Urvolks (der Aria) nach seiner Niederlassung am Indus und dessen Nebenflüssen keine Ueberlieferung[14]); es fehlt uns also an Nachrichten über die ursprüngliche Gestalt der medizinischen Praxis bei den Indern. Alexander fand auf seinem großen Zuge eine fertige Kultur in Indien vor, und ärztliche Praktiker leisteten seinem Heere gute Dienste durch Heilungen der von Schlangen gebissenen Soldaten, deren Behandlung die griechischen Feldärzte nicht verstanden. Schon viele Jahrhunderte vor diesem Feldzuge muß sich im Osten Indiens eine eigentliche ärztliche Praxis entwickelt haben, da schon Manu's Gesetzbuch die Aerzte berücksichtigt. Allerdings gehörten diese der Priesterkaste an, wie ihr Name Brachmanen (Brahmana, d. h. Priester) zeigt[15]); auch bestanden ihre Heilmittel anfänglich nur in Gebeten und tugendhaftem Lebenswandel; sie gingen mit gutem Beispiel voran, als wahre Diener des Ormuzd, d. h. des guten Prinzips, und Bekämpfer des Bösen, des Ahriman; sie lebten nur von Reis und Mehl und die Mitglieder einer ihrer Sekten, die unter sich Krankheit für schimpflich hielt, starben freiwillig auf dem Scheiterhaufen, wenn sie erkrankten. Von der ursprünglichen Unneigennützigkeit eines Theils der Brachmanen überzeugt uns das Verzeichniß von Krankheiten und deren Heilmittel im Ayen-Akbery[16]), welche letzteren den Aerzten selbst keinen Gewinn bringen, sondern nur auf reiche Gaben an die Armen berechnet sind, wenn sie auch dem finstersten Aberglauben huldigen. Die Krankheiten werden nämlich da als Strafen für Vergehungen in einem früheren Leben (nach der Vorstellung von der Seelenwanderung) angesehen und nur durch Almosen in verschiedener, wunderlicher Form geheilt. Kopfschmerz, Taubheit, Leibschmerz, Steinbeschwerden, Lähmung, Fieber, Husten, Durchfall, Unverdaulichkeit — jedes dieser Uebel erfordert eine besondere Art von Armenspenden; und bei der Lähmung fällt noch für 108 Braminen eine Bewirthung ab, und beim Husten, der eine Strafe für den Mord eines Braminen

[14]) Duncker a. a. O. II. S. 15.

[15]) Ibid. S. 95.

[16]) K. Sprengel, Vers. einer pragm. Gesch. der Arzneik. I. S. 127. ff. 3. Aufl.

ist, erhält ein „frommer Bramine" das Geschenk: ein Lotusblatt, aus vier Tolah Gold gefertigt. — Allein mit der Zeit muß Ahriman mächtiger geworden sein, als Ormuzd; die Praxis bildete sich zum Gewerbe aus. — Es gab dann zweierlei Aerzte, nämlich solche, die in Städten und Dörfern als Wahrsager (ἐπῳδοί) umherzogen, und solche, die durch Diät und Arzneien heilten. Die Priesterschaft, als eine heilige Kaste, wurde nicht vom Staate besoldet und lebte anfänglich nur von den Einkünften ihrer Heerde und ihres Ackers. Diesen durften die Brachmanen nicht einmal selbst bearbeiten, weil „die Pflugschar beim Einschneiden in den Boden die in diesem enthaltenen lebenden Wesen tödtete". Denjenigen unter ihnen aber, die ohne Besitzthum waren, wurde erlaubt, von „der Wahrheit und Falschheit des Handelns" zu leben [17]), und so lebten sie denn, wie sie glaubten, mit Fug von der ärztlichen Praxis: denn „leben von der Wahrheit und Falschheit des Handelns" ist die treffendste Definition der Praxis überhaupt in jeglichem Gebiete.

Diese Leute, denen die Religion verbot, durch den Pflug das Leben auch nur des niedersten Gewürms zu gefährden, genossen das Vertrauen, mit welchem der Staat Menschenleben der Schärfe ihrer medizinischen Pflugschar aussetzte! Doch enthält das Zendavesta eine in's Einzelne gehende Medizinalordnung. Wer ein Gift entdeckte, durfte es bei Todesstrafe nicht bekannt machen, ohne zugleich das Gegengift anzugeben, und der Entdecker eines Gegengiftes wurde vom Könige mit Ehren überhäuft. Die Wartung der Kranken und die Bestattung der Leichen wurde den von der Obrigkeit besonders dazu angestellten Personen übertragen. Die Diener des Ormuzd schützte das Gesetz vorzugsweise vor den Gefahren der operativen ärztlichen Praxis durch eine Art klinischen Prüfungs-Cursus. „Wenn die Verehrer des Ormuzd Aerzte werden wollen", heißt es, „so sollen sie zuerst an Leuten, die nicht Diener des Ormuzd sind (Daeva-Anbeter), schneiden. Haben sie dreimal an solchen geschnitten, und ist der Anbeter der Daeva jedesmal gestorben, so sind sie für immer unfähig zu heilen. Haben sie aber die drei Anbeter der Daeva geheilt, so sind sie fähig zu heilen die Verehrer des

[17]) Duncker a. a. O. S. 143, 144.

Ormuzd und können es an ihnen nach Belieben versuchen[18])".

Die Anwendung der vegetabilischen Arzneien, strenge Diät, Reibungen und Massiren vermittelst geglätteter Ebenholzstäbchen, welche unverfängliche Mittel gebräuchlich waren, schienen einer gesetzlichen Vorschrift nicht zu bedürfen, und „das himmlische und göttliche Wort, durch das die Krankheiten am sichersten geheilt wurden", war ja bei den Dienern des Ormuzd in den besten Händen. Aber auch für das Honorar der Aerzte hatte das Zendavesta gesorgt, durch eine Gebührentaxe, deren Sätze, da es noch keine Münze gab, in Naturalien ausgeworfen waren, jedoch nur für Heilungen, nicht für „Visiten", und je nach dem Stande und nach dem Geschlecht der Patienten.

„Einen Priester", sagt das Gesetz, „soll der Arzt heilen für frommen Segensspruch. Das Oberhaupt einer Landschaft soll der Arzt heilen um ein Viergespann von Ochsen; dessen Frau für ein weibliches Kameel; den Herrn eines Orts, welcher Mauern hat, um ein großes Zugthier; die Frau eines solchen Herrn für eine Stute; den Herrn eines Dorfes um ein mittleres Zugthier; dessen Frau für eine Eselin". „Ein großes Zugthier heile der Arzt um ein mittleres; ein mittleres um ein Stück Kleinvieh" u. s. w.[19]).

Es gab demnach damals noch keine „Medici puri", sondern die Aerzte waren zugleich Chirurgen und Thierärzte, und daß sie auch den Hausthieren gleiche Sorgfalt widmen mußten, geht aus anderen Gesetzstellen hervor. Der Hund vorzugsweise, der im eigentlichen Indien verachtet war, wurde im Iran hochgehalten: „Kranke Hunde sollen mit eben solchen Heilmitteln versehen werden, wie reiche Männer"; ja Zarathustra (Zoroaster) fordert, daß man dem Hunde, der die Medizin nicht einnehmen will, den Mund mit einem Stück Holz öffnen und so ihm dieselbe einzwingen soll[20]).

Ein so ausgedehntes Monopol der Brachmanen, deren religiöser Einfluß ohnehin sehr groß war, auf dem Boden der Unschuld und

---

[18]) Duncker a. a. O. II. S. 349, 350.

[19]) Ibid. S. 349 und 350.

[20]) Ibid. S. 382 und 383.

der Frömmigkeit entstanden, wurde zur Quelle der Habsucht, Hartherzigkeit und Charlatanerie!

„Das Loos des Bettlers wurde zumeist darum beklagt, daß er in Krankheiten ohne Arzt sein müsse und keine Medikamente bekommen könne", während bei Reichen und Vornehmen die kostbarsten und Aufsehen erregende Mittel zur Anwendung kamen. König Agataçatru z. B. erhielt bei einer Ohnmacht zuerst sechs Wannenbäder von frischer Butter und dann ein siebentes vom seltesten Sandel[21])!

An der Ostküste des Pontus und am Kaukasus hatte sich lange vor der griechischen Zeit aus den hin- und herfluthenden alten Völkern ein Kultus-Niederschlag abgesetzt, an welchem man Egypter und Phönizier, Semiten und Arier mit einander verschmolzen wieder erkennt. Hier ist das Fabelland Kolchis, höchst wahrscheinlich die Urstätte, wie der griechischen Mythologie überhaupt, so auch der mit dieser verbundenen griechischen Medizin. Hierher verlegt Hesiod den Sitz der Zauberfamilie, der Sonnenkinder Aëtes, Perseus, Hekate, Medea und Kirke, das Land im Norden (*αἶα γαῖα*), wo, nach den orphischen Sagen, der Arzneigarten lag, aus welchem die Griechen die Kenntniß ihrer Heilkräuter schöpften, und wo die griechische Göttergeschichte, nach der Ansicht Herodot's, von Hesiod und Homer gedichtet, ihren Anfang nahm. Hekate, „die Erfinderin giftiger Wurzeln und sehr erfahren in tod- und heilbringenden Mitteln", unterrichtete ihre Töchter Medea und Kirke, und Medea, die Zauberin (*φαρμακίς*), bereitete Mittel, mit denen sie die das „goldene Vließ" bewachenden Schlangen einschläferte und den Jason zu großen Unternehmungen anfeuerte. Nach den ophischen Sagen lag dieser Garten am Phasis, war mit neun Klaftern hohen Mauern umgeben, durch dreifache eherne Thore zugänglich, aber von Artemis, deren Anblick und deren Stimme die Sterblichen in Schrecken setzte, und von Hunden, mit feurigen Augen und Wuth hauchend, bewacht. In ihren überall in Kolchis errichteten Heiltempeln reichte Hekate durch ihre Priesterinnen (*φαρμακίδες*) den Hülfesuchenden Zaubertränke, aus Mandragora, Belladonna und Nachtschatten bereitet, und versetzte sie dadurch in

[20]) Duncker a. a. O. S. 235.

gräßliche Träume, die man hekatäische nannte. Orpheus, in die Geheimnisse dieser Zauberkünste bei einem brennenden Scheiterhaufen aus lycischem Wachholder, welchem Medea viele Zauberkräuter und Bilder von Wachs beifügte, feierlich eingeweiht, führte dann den Heil-Kultus nach Griechenland über. Wir müssen in dieser Praxis, welche den Aberglauben der Menge und die Erfahrungen von den Heilwirkungen natürlicher Dinge so geschickt und erfolgreich verwerthet, eine allen Völkern nothwendige Kinderkrankheit, insbesondere aber das erste Zahnen unserer europäischen Medizin erkennen, welche nun zwar zu einem vollen Gebiß gelangt ist, wohl aber noch wird „schichten“ müssen.

Der edele Charakter, welchen die Medizin in Griechenland annehmen sollte, ist gewissermaßen schon in den orphischen Mythen vorgezeichnet. Eine Gestalt wie Orpheus, der durch die Töne seiner „siebensaitigen“ Leier selbst die leblose Natur in freudiges Leben versetzt und durch seinen Gesang wilde Thiere zähmt, muß auch jenen grausigen Kultus, dessen heilsamen Geheimnisse er erforscht hat, menschlich lebendig machen und dessen wilden und rohen Götter zu Wohlthätern des Menschengeschlechts verklären. Medea, die nach empörender Grausamkeit dem Jason folgt, schließt sich bald dem Herkules an, dem erhabenen Menschenfreund, und Artemis, deren Anblick und deren Stimme die Sterblichen erschreckt, verwandelt sich später in die milde Diana; die Heilkunst wirft die Hülle des Grauens ab, Apollo und Aesculap und Hygieia selbst verkünden den Leidenden die Genesung; an die Stelle der Moloch-Opfer der kolchischen Tempel treten Weihgesänge und heitere Tänze, fromme Gebete und geheimnißvolle Amulete.

Die Entscheidung des Streites über das Herkommen der Völkerschaft, welche zuerst den verschiedenen rohen griechischen Stämmen Bildung und Civilisation gebracht hat, muß den Geschichtsforschern verbleiben. Gewiß ist jedoch, daß einzelne aus dem Osten eingewanderte Familien und Helden, deren Bildung und Kenntnisse ihnen über die Masse des Volkes eine unwiderstehliche und Ehrfurcht gebietende Herrschaft gab, die Gründer des griechischen Götterdienstes, ja die Götter selbt waren.

Zuerst finden wir die Kabiren wieder, die oben schon bei dem

Heildienste der Astarte genannt werden (hebräisch-phönizisch: כַּבִּיר, groß, berühmt), große Götter (*θεοί μεγαλοί*), Könige (*Ἄνακτες*). Sie führten die Verehrung der Asia, Kybele, oder Rhea, oder der *Mă γă* der Phrygier, „vielleicht der Maja der Hindus ein, die die Lust des Schöpfers an der Erzeugung der Welt darstellte [22])".

Sie kommen auch unter anderen Benennungen vor: Korybanten, Kureten, idäische Daktylen und Telchinen. Einer der berühmtesten Tempel der Kybele, welche später auch von den Ioniern Artemis genannt wurde, stand in Ephesus, wo man die ephesischen Worte: *Ἄσκι, κατάσκι, λίζ, τετραζ, δαμναμενέυς, αἴσιον*, am Fußgestell der Bildsäule eingegraben fand. Mit diesen Worten, auf Amulete geschrieben, heilte man Krankheiten, später besonders solche, welche von Dämonen hergeleitet wurden [23]). Für die Behandlung der Kinder waren Wärterinnen in die geheimen Künste, Gesänge und Tänze eingeweiht. Darauf, zu Danaus Zeit, Orpheus, als der Sohn Apollo's und der Kalliope oder Polymnia, Dichter, Priester, Arzt. Seine Anhänger, ebenfalls Dichter, Wahrsager und Aerzte, heilten durch die Kraft geheimnißvoller Worte, welche auf Tafeln geschrieben waren (orphische Tafeln). Die Wunderkuren des Melampus aber sind schon nicht mehr ausschließlich magischer Natur; den Iphiclus heilte er mit Eisenrost, die Töchter des Proetus, nach Dioskorides Versicherung, mit veratrum album, welches davon Melampodium genannt wurde [24]).

Uebergehen wir eine Reihe mythologischer Aerzte der Griechen, Aristaeus, Abaris, Taxaris, Zamolxis, Chiron u. s. w., und wenden wir uns zu dem Hauptgott der Arzneikunst, sowohl der Griechen als auch der Römer, zu Aesculap. Aesculap ist ursprünglich eine historische Person, die der griechische Mythus zum Halbgott macht. Als Kind wird er in Megalopolis und am Ladon in Arkadien verehrt, wo die Sage ihm eine Turteltaube als erste Ernährerin zuschreibt. Da auch der egyptische Harpokrates zuerst ein Kabir ist, und der

---

[22]) Sprengel a. a. O. S. 53, 54 und 140.

[23]) Androcydes, ein Pythagoräer, übersetzt jene Worte: Finsterniß, Licht, Erde, Jahr, Sonne, wahres Wort; bei Sprengel ibid.

[24]) Sprengel a. a. O. S. 150.

achte (Esmun, הַשְּׁמוֹנִי) der Kabiren bei den Phöniziern auch Aesculap heißt (אִישׁ־כְּלַפּוֹת, Mann des Messers), so wird der griechische Aesculap mit Harpokrates identificirt. Apollo, sein Vater, läßt die Coronis wegen ihrer Untreue von Artemis tödten, als das Kind geboren werden soll, und Hermes rettet dasselbe auf dem Scheiterhaufen durch die Operation, die man, seit römischer Zeit, Kaiserschnitt nennt. Als Aesculap's Lehrer wird Chiron angegeben, und er gelangt in der Kunst dahin, daß er Sterbende wieder herstellt und Todte auferweckt. Nach Apollodor [25]) bediente er sich des Blutes der Gorgo, das, ward es den Adern der linken Seite entnommen, den Tod, aus denen der rechten Genesung bewirkte, ein Mythus, der in der verhängnißvollen Alternative die Fährlichkeit der Praxis andeutet. Interessant ist, was Plato [26]), wo er von der Kunst des Aesculap spricht, im Allgemeinen äußert; daß der Mensch im Naturzustande, mit Ausnahme der äußeren Verletzungen und epidemischen Krankheiten, selten einen Arzt brauche, daß man zu Aesculap's Zeit weder Katarrhe, noch Gichtflüsse (*φύσσαι*), noch Diätetik gekannt habe, und daß daher die Heilkunst sehr einfach gewesen sei, die überhaupt ohne Luxus nicht bestehen könne.

Aesculap stellt in der That, sowohl in seiner mythologischen Aeußerlichkeit, wie in seinem historischen Heilverfahren, das Ideal eines wahren Arztes dar: der Sohn Apollo's, des ewig jungen Gottes, durch Hermes Menschenliebe zur Welt gebracht, durch die Taube, die sanftmüthig und ohne Falsch, seine erste Nahrung erhalten, als Harpocrates, ein Vorbild der Verschwiegenheit, gestützt auf einen knorrigen Stab, um den die gezähmte Schlange sich windet, das Sinnbild des von der Klugheit geleiteten mühseligen Wandels, übt er seine Kunst um keinen andern Lohn, als um den der eigenen Befriedigung in dem Erfolge seines Liebeswerkes. Und seine Praxis verbindet mit einem einfachen physischen Heilapparate eine maßvolle psychische Einwirkung, wie sie der doppelten Natur des Menschen entspricht, und deren Vernachlässigung auch heute noch stets dem Arzte, stände er auch auf der Höhe der Wissenschaft, zum

[25]) Bei Sprengel a. a. O. S. 184.

[26]) Ibid.

schweren Vorwurfe gereicht. Es ist banal und wird doch so oft vergessen, daß der Magen, die Lungen und die Haut nicht die einzigen Zugänge für die Heilwirkungen auf den Menschen sind der so fein organisirt und geistig durchdrungen ist, daß er stets gleichsam in einem Meere von unkörperlichen Einflüssen schwimmt, die ihn beleben, verändern, erneuern; ihn bald erheitern, bald in sanften Schlummer wiegen, oder ihn anstürmen, erschüttern, niederbeugen oder gewaltsam erheben, ja den Körper unmittelbar, das Athmen, den Blutumlauf, die Lebenswärme und selbst die gröberen Verrichtungen des Unterleibes alteriren.

Zu den äskulapischen Tempeln wallfahrteten die Leidenden, von Glauben an den Gott und von Vertrauen zu dem Arzte erfüllt; dort fanden sie Arznei für die Seele und für den Leib: geheimnißvolle Hainesdämmerung, erhabenen Gesang zu frommen, aber heiteren Tänzen, heilverkündende Amulete und Kräutertränke und Salben.

Aber die Götter gönnen nimmer ihren Abgesandten Dauer auf Erden! Der Hades erschrack vor den Erfolgen des Heilgottes und Jupiters Blitz warf ihn nieder. Die Rache, die Apollo an den Cyklopen dafür nahm, konnte seinen Sohn nicht mehr retten und ward dazu noch für die Praxis die Quelle des Verderbens; es erging über sie des erzürnten Jupiters Fluch:

die ärztliche Kunst solle fortan für Lohn ausgeübt werden[27]).

Schwer lastet dieser sinnige Fluch auf Aeskulaps Epigonen, wie die untilgbare Strafe der Erbsünde, die sie tragen müssen, wenn sie auch das Schattenreich nicht erheblich beeinträchtigen!

Jetzt nahmen die Söhne Aesculap's die Arzneikunst als „verwerthbares" Erbstück in Besitz, vererbten sie weiter und bildeten den geheimen Orden der Asklepiaden, nunmehr ganz irdische Stellvertreter des Gottes, in dessen Tempeln sie gleichwohl den hergebrachten Kultus pflegten und Opfer empfingen, um, wie oben von den brachmanischen Aerzten gesagt ist, „zu leben von der Wahrheit und Falschheit des Handelns". Der Orden führte sorgfältig ein Geschlechts-Register, in welchem seine Götter-Abstammung nachgewiesen war, und das den Mitgliedern zur stolzen Hülle diente, wenn ihnen

[27]) Sprengel a. a. O. S. 186.

der bescheidene Glanz eigenen Werthes fehlte. Tzetzes giebt ein Bruchstück von einem solchen Stammbaum.

Indeß blieben die Asklepiaden Jahrhunderte lang die ausschließlichen ärztlichen Praktiker, da sie die alleinigen Inhaber der Geheimnisse waren, die streng zu bewahren ein Eidschwur sie verpflichtete und im Familien-Interesse lag. Dennoch würde ihr großes Ansehen, ja die göttliche Verehrung ihres Tempeldienstes nicht von so langer Dauer haben sein können, wie sie es war, wenn sie nicht eine wahre Heilkunst kultivirt, diese nicht mit hoher Klugheit ausgeübt und nicht gute Erfolge aufgewiesen hätten; denn ohne eine solche Substanz vermag die ehrwürdigste Abstammung, die berechneteste Geheimthuerei und das pfiffigste Gaukelspiel keinem Verbande Dauer zu geben. Der würdige Geist, der in dem Ordenseide der Asklepiaden herrscht, sollte zu allen Zeiten und jeden Tag den praktischen Aerzten gegenwärtig sein! Er lautet nach der Friedländerschen Uebersetzung[28]) wie folgt: „Ich schwöre beim heilenden Apollo, beim Asklepios, bei der Hygeia und Panakeia, alle Götter und Göttinnen zu Zeugen nehmend, nach Vermögen und Gewissen diesem Schwur und dieser Verschreibung vollständig nachkommen zu wollen; meinen Lehrer in dieser Kunst den Erzeugern gleich zu achten, und ihm alles, was zum Lebensunterhalt gehört und er sonst bedürfen sollte, mitzutheilen; seine Nachkommen wie meine leiblichen Brüder anzusehen, und sie, wenn sie es verlangen, diese Kunst ohne Entgelt oder schriftliche Bedingung zu lehren; an Lehren und Vorträgen und dem ganzen übrigen Unterricht meine Söhne, die Söhne meines Lehrers, und die eingeschriebenen, durch den ärztlichen Eid gebundenen Lehrlinge Theil nehmen zu lassen, sonst aber Niemanden. Die Lebensweise der Kranken nach Vermögen und Gewissen anzuordnen, jeder Beschädigung aber und jeden Frevel zu wehren; auch auf Bitten Niemandem ein tödtliches Gift zu reichen oder einen Rath dazu an die Hand zu geben, gleicherweise keinem Weibe ein zum Verderben der Frucht dienendes Mittel zu gewähren; keusch und fromm mein Leben und meine Kunst zu bewahren. In welches Haus ich auch eingehe, dieses nur zum Wohle der Kranken zu

[28]) Lehrb. d. Gesch. d. Medizin und der Volksk., v. Dr. H. Häser rc. Jena 1854. S. 11. Anmerk. 2.

betreten, frei von jedem willkührlichen Unrecht, und außer jedem andern Laster, von unreiner Begierde nach Frauen und Männern, Freien oder Sklaven. Was ich während des ärztlichen Geschäftes, oder auch ohne dieses, sehen oder hören möchte in Bezug auf das Leben der Menschen, was nicht verbreitet werden darf, zu verschweigen, dergleichen auch für unaussprechlich haltend. Wenn ich diesen Schwur gewissenhaft halte und nicht verletze, sei mir Segen beschieden im Leben und in der Kunst, und Ruhm bei den Menschen für ewige Zeit; dem Uebertreter aber und Meineidigen widerfahre von allem das Gegentheil!" — Ueberall wo Griechen wohnten, befanden sich Tempel für den ärztlichen Kultus (*Ασκληπίεια*), unter denen einige mehr Ruf hatten, als andere, z. B. die zu Epidaurus, Pergamus, Kos; Epidaurus wurde sogar „das heilige Land" genannt, wovon Münzen Zeugniß geben, und das Asklepieion zu Asopus hatte den Beinamen hyperteleaton, das allerheiligste. Ein geheimnißvolles Ceremoniel erschwerte den Zutritt, und einzelne Bildsäulen, wie die der Hygieia zu Aegium und der Eileithyia zu Hermione, durfte außer den Priestern Niemand schauen. Manche Heiligthümer durften überhaupt von Profanen nicht betreten werden, die Priester übernahmen daselbst die Träume für die Kranken und legten sie aus. Auch die Umgebung der Tempel war besonders geheiligt und schwer zugänglich; so durfte im Gebiet des epidaurischen Tempels weder eine Frau niederkommen, noch ein Kranker sterben, und der Tempel zu Tithorea in Phokis hatte eine Umhägung von einer Meile (40 Stadien), welchen Raum nur der betreten durfte, der in dem nahegelegenen Tempel der Isis dazu vorbereitet war.

Nirgend fehlte es den Tempeln an gesunder Lage, erquickenden Quellen, an kühlendem Schatten und verschönernden Anlagen, und manche hatten auch kalte und warme, süße und salzige Mineralquellen, die als Heilmittel zum Trinken und Baden benutzt wurden. Alles war, wenngleich mit mystischen Gebräuchen und mit Verehrung vieler räthselhafter Idole verwebt, auch reell für den Heilzweck wohl berechnet.

Aus solcher Schule, die mit werthvollen noch älteren Ueberlieferungen um die Mitte des zehnten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung gegründet war, ging ungefähr sieben Jahrhunderte später

der Mann hervor, der, voll reinen Eifers für das Wohl der Menschen, unermüdlich und mit wunderbarem Scharfsinn die Natur des gesunden und des kranken Körpers beobachtete, die Ergebnisse verzeichnete, mit genialer Begabung den Kern der, wie am gründlichsten Houdart (Histoire de la médecine Grecque etc. à Paris 1856) zeigt, schon hoch vorgeschrittenen medizinischen Erkenntniß geistig erwärmte, kräftigte und zur weiteren Entwickelung überlieferte: Hippokrates, des Heraklides Sohn, von der Insel Kos. Man kennt sieben Asklepiaden aus der Familie des Hippokrates, von denen der so eben genannte der zweite war. Er lebte zwischen der 80sten und 100sten Olympiade (456—366)[29]. Seine Zeit war eine kritische für die Praxis; die Pythagoräer hatten, nach der Zerstörung ihres Bundes, angefangen, die Heilkunst auszuüben, auf Grund ihrer philosophischen Theoreme, und Betrüger unternahmen gauklerische Zauberkuren: die Autorität der Götter begann zu wanken, erschüttert von den Philosophen. Die aus Kroton vor dem Aufstande wider sie geflüchteten Pythagoräer hatten, als herumwandernde Aerzte (Periodeuten), sich über das Land verbreitet, und mehrere von ihnen durch glückliche Erfolge selbst großen Ruf erlangt.

Aber Hippokrates, nach Tzetzes Stammtafel in der Familienreihe der Abkömmlinge Aesculap's der achtzehnte (M.—S. Houdart a. a. O.) und durch seine realen Leistungen in höchstem Ansehen, begriff seine Zeit, die sich los zu reißen begann von der Autorität der geheimärztlichen, mit dem religiösen Kultus eng verbundenen äskulapischen Zunft. Er gab die Vorrechte der Asklepiaden freiwillig auf und befreiete zugleich — um den modernen Ausdruck zu gebrauchen — die Schule von der Kirche. Denn während bisher nur die Nachkommen Aeskulaps Zutritt zum Unterricht hatten, gestattete er ihn auch Fremden unentgeltlich, und lehrte seine Kunü nicht als Vermittler der Götter, sondern rein auf Grund profaner Forschung, Beobachtung und Erfahrung.

Objektive Wahrhaftigkeit war der Grundcharakter seiner

---

[29]) Seine Lebensdauer ist nicht mit Einstimmigkeit angegeben; die Angaben schwanken zwischen 84 und 104 Jahren. Sprengel, Apologie des Hipp. I. S. 59.

Lehre, welche er, obgleich als Schüler Heraklit's mit der Philosophie seiner Zeit vertraut, von jeder spekulativen Auffassung fern hielt; man kann ihn in dieser Beziehung den Bacon der griechischen Medizin nennen. In der Ausübung der Kunst war er wahrhaftig und uneigennützig und klug zugleich. Interessant ist sein Benehmen bei der Behandlung des Königs Perdikkas von Mecedonien: „der junge König lag, wie man glaubte, an der Schwindsucht krank. Als Hippokrates seine Krankheit einige Zeit beobachtet hatte, bemerkte er allemal eine Veränderung bei ihm, wenn eine der Geliebten seines Vaters, Phila, hereintrat; er schloß daraus, daß der junge Herr in dies Mädchen verliebt sei, und so — wurde Perdikkas von seiner Schwindsucht befreit[30]). Zwischen Larissa, wo er starb, und Gyrton zeigte man noch im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt sein berühmtes Grabmal, auf welchem wilde Bienen einen vortrefflichen Honig bereiteren[31]), ein prophetisches Bild dessen, was der Unsterbliche hinterlassen hatte.

Hippokrates wird der Vater der Medizin genannt, aber im Laufe der Zeiten hat es der Tochter an kindlicher Pietät gefehlt; ja es ist noch nicht allzulange her, daß sie sich der Verwandtschaft zu schämen schien, da man selbst auf den Hochschulen die hippokratischen, auf einfacher Beobachtung beruhenden Lehrsätze als „unwissenschaftlich" vernachlässigte, und ein Citat aus den medizinischen Schriften der Hippokratiker für eine „Pedanterie" gehalten wurde. Antiqua sapientia nihil aliud quam facienda et vitanta praecepit. Et tunc longe meliores erant viri. Postquam docti prodierunt, boni desunt[32])."

Aber diese antike Weisheit ist nach zwei Jahrtausenden noch nicht zu Schanden geworden, denn in der neuesten medizinischen Schule, wenn auch noch nicht in der Praxis, ist die objektive Wahrhaftigkeit des Hippokrates wieder erstanden.

Die Asklepiaden nach Hippokrates setzten indeß im Namen Apollo's, Aesculap's und der Hygieia ihre Tempelpraxis noch lange fort, eines-

---

[30]) Sprengel, Apologie des Hipp. I. S. 58.

[31]) Ibid. S. 59.

[32]) Seneca, epist. I. 95.

theils, weil sie selbst noch gläubig waren und die Hülfe der Götter als einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Kuren ansahen und das religiöse Mysterium in seiner Wirkung auf die Phantasie der Menge den falschen Vorspiegelungen, deren sich die herumziehenden Aerzte bedienten, redlich vorzogen; und anderntheils, weil sie bei ihrem hergebrachten Verfahren die alten guten Erfolge erzielten, für die Kranken und für sich selbst.

Noch im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt sehen wir ihren ungeschwächten Einfluß auf die Gemüther ihrer Landsleute an dem fast wahnsinnigen Vertrauen des Aelius Aristides zu ihren Kuren, mit denen sie ihn beispiellos mißhandelten. Wie er erzählt, war er dem Tempel zu Pergamus zugethan, wo ihm, nach erfolgloser Brunnenkur an den heiligen Quellen, das Orakel Gyps, Schierling, beständig wiederholte Brechmittel und Aderlässe verordnete; als er aus großer Schwäche wassersüchtig geworden war, rieth ihm der Gott: sich hundert und zwanzig Pfund Blut abziehen zu lassen, was ihm doch nicht geheuer schien, da er es nur in dem Sinne befolgte, daß „damit nur gemeint würde, er sollte nicht zu wenig Blut weglassen"; äußerst entkräftet endlich stürzte er sich, auf den Rath des Orakels, zum Staunen einer Menge von Menschen, im Winter nackt in den Fluß. Sein Glaube an die übernatürliche Heilkraft der in dem Tempel des Aesculap in Pergamus verordneten Mittel war nicht zu erschüttern: „selbst der Stumme", sagt Aristides, „erhält seine Sprache wieder, wenn er aus dem Brunnen zu Pergamus trinkt; diejenigen, die die heiligen Wasser trinken, pflegen zu weissagen; selbst das Schöpfen des Wassers dient statt aller andern Heilmittel, und bei den Gesunden macht das Wasser, daß ihnen alles andere nicht bekommt [33])". Wir sehen hier nicht einen gewöhnlichen Mann aus dem Volke, sondern einen höchst gebildeten, von seinen Zeitgenossen bewunderten Redner von einer Art Monomanie befallen und dauernd gebunden, wie sie uns zu allen Zeiten auch bei hervorragenden Geistern zuweilen begegnet. Die Wahnpraktiker — auch in anderen Gebieten — bemächtigen sich gern solcher Männer, um sie vor ihren Triumpfwagen zu spannen, in welchem sie vor der geblendeten

---

[33]) Sprengel, Versuch einer pr. Gesch. der Arz. I. S. 219 und 226.

Menge einher fahren, ja die Gaukelei nimmt Denker in ihren Dienst, um mit deren Hülfe sich in das Gewand der Philosophie zu kleiden, dieser nach Wahrheit suchenden, mit „der Zudringlichkeit einer Fliege“ unverscheuchbaren Begleiterin der Entwickelung des Menschengeistes.

Die griechische Praxis hatte sich auch in die italischen Länder ausgebreitet, wo sie wieder in der tiefen Finsterniß der verschiedenen rohen Völkerschaften frische Kraft gewann. Die Artemis, die vielbrüstige (πολυμάζων), reicht jedem Volke und allen Zeiten eine besondere Brust!

Bei den Römern muß sich schon vor dem Anfange des fünften Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung das Bedürfniß der griechischen Heilkunst herausgestellt haben, denn unter Numa Pompilius wird Aesculap in Rom verehrt. Früher mochten sich die Stämme Italiens, bei der einfachen Nahrung und der angestrengten Arbeit eines mit beständigen Kriegskämpfen verbundenen Kolonistenlebens, wohl nicht nach andern Heilgöttern sehnen, als die ihnen ihre verschiedenen Religions-Kulten darboten. Aber als mit der Erbauung Roms die „Civilisation“ bei ihnen eingekehrt war, erfuhren sie allmälig den unwiderstehlichen Einfluß der griechischen Kultur und da konnte Aesculap nicht mehr lange entbehrt werden. Nach Dionys von Halikarnaß waren es zuerst die Etrusker, die ihre Hausgötter in Italien einführten: die Kabiren; also dieselben Götter, welche einst zu dem griechischen Kultus den Grund gelegt hatten, stifteten nun auch die Religion der späteren Römer. Daher war diesen auch der achte der Kabiren, der vorzüglichste, Aesculap, schon früh bekannt; aber eine Praxis entwickelte sich erst später. Denn obgleich das römische Volk nicht zögerte, die nützlichen Künste der Einwanderer sich anzueignen, so dauerte es doch lange, ehe es der Aerzte bedurfte.

Unter Numa begnügte man sich mit der Verehrung Aesculap's und der phrygischen Rhea (Cybele), die von Aeneas nach Latium gebracht war; die Arzneimittel waren ein mystischer Ausfluß des religiösen Kultus, und dieser ein vom Könige eingesetztes und geordnetes politisches Institut, von welchem das Collegium augurorum einen Bestandtheil ausmachte. Ominös freilich mochte es sein, daß dieses Collegium neben Aesculap auch den Bacchus (Liber)

verehrte, als müßte dem Heilgotte sich auch der krankmachende verbinden!

Tarquinius Priscus erhöhete noch den Einfluß dieser priesterlichen Behörde auf das Volk durch den Ankauf der sybillinischen Bücher, einer „heiligen Schrift“, die nur der Geweihete lesen, verstehen und auslegen durfte! Alles bezog sich dabei noch auf den Zorn der Götter und deren Versöhnung, aber schon bedurfte es der Sühnevermittler, welche, bekannt mit dem Wesen der Götter, fähig waren, dieselben zu verstehen und deren Willen zu verkünden: der eigentlichen Heilpiester und der Priestergehülfen. Da der Staat unter den Göttern stand, so dienten die Priester zunächst dem Staate, wenn es auf Abwendung allgemeiner Uebel, z. B. verheerender Epidemien, oder darauf ankam, die religiöse Zulässigkeit großer Unternehmungen und deren Ausgang zu erfahren; dann wurden die Priester auch von privaten Leidenden um frommen Rath befragt, und erst so entstand eine Art ärztlicher Praxis.

Der phrygische Priester machte seine hohe Würde durch eine ihn auszeichnende Kopfbedeckung kenntlich; sein Haupthaar war mit einer Binde (Vitta) festgehalten, deren Enden herabhingen (Teniae), auch mußte er beständig die spitze Künstlermütze auf dem Kopfe tragen, Apex genannt, ein wollenes Gewebe (flamen), das sowohl dem Kardinals-, wie auch dem Doktor-Hut den Ursprung gegeben zu haben scheint.

Im Anfange des vierten Jahrhunderts vor Christus wird Brutus wegen einer Pest in Rom nach Delphi abgesandt, und erst später (450) wird der Göttin Salus ein Tempel errichtet. Der erste eigentliche Heiltempel in Rom entsteht zehn Jahre später, der des epidaurischen Aesculap, nachdem man wegen einer Volkskrankheit seine Zuflucht zu dem Aesculap zu Epidaurus genommen hat. Quintus Ogulnius wurde dahin geschickt, um das Orakel zu befragen: Statt der Antwort, so erzählen Valerius Maximus und Plinius, wälzte sich eine Schlange aus dem Tempel nach dem Ufer in das römische Schiff, legte sich in die Kajütte des Gesandten ruhig nieder, ihr folgten einige Asklepiaden, welche die bedrängten Römer mit dem Kultus des Gottes bekannt machen sollten, und als auf der Rückfahrt das Schiff in der Tibermündung einfuhr, sprang die Schlange auf eine

Insel, wo sie sich in einen Knäul zusammenballte; hier erbaute man den Tempel des Aesculap. Bald vermehrten sich, mit dem Luxus und der Verweichlichung, auch die medizinischen Altäre; Hygea — die Tochter Aesculap's — Isis, Juno, Lucina bekamen ihre Heiltempel, ja eine Krankheit selbst, nämlich das in Italien oft so bösartige Fieber, wurde als eine besondere Göttin, Febris, in eigenen Tempeln verehrt.

„Febri Divae, Febri Sanctae, Febri Magnae; Camilla, Amata, pio Filio, male affecto, p.",

so ist die Inschrift einer noch aufbewahrten Votivtafel aus dem Febristempel. Priester und Priesterinnen von verschiedener Tracht und Benennung, denen edle Knaben und Mädchen rituale Hülfe leisteten (ministri ministraeque impuberes), wurden nun um so zahlreicher, als man ihrer auch außer den Tempeln zu götterversöhnenden anderen Veranstaltungen bedurfte. Der Aberglaube der Römer übertraf den der Griechen bei weitem, obgleich sie deren Kultus anfangs verspotteten, und als derselbe bei ihnen in phantasiearmen Formen heimisch geworden war, konnte er doch nur neben den uralten rohen Religionsgebräuchen bestehen. Daraus ging ein specifisch römisch gestalteter Götterdienst hervor. Die Auspicien und Augurien entschieden außer den politischen auch medizinische Fragen, je nachdem die Vögel nach der Rechten oder nach der Linken flogen. Dies erinnert an die oben angeführte Alternative in Bezug auf das Blut der Gorgo. — Die Hühnerkasten (Pullaria) mit ihren Priestern (Pullarii) weissagten, je nachdem das Geflügel die ihm dargebotene Gerste annahm, oder verschmähte; wieder eine griechische Analogie, da Hygieia in ähnlicher Weise die Schlange befragt. — So hat schon in alter Zeit „rechts" oder „links" und „hungrig" oder „satt" über die wichtigsten Dinge entschieden! — Die Lectisternien sollten die erzürnten Götter dadurch günstig stimmen, daß man ihre Idole, auf Polstern gelagert, mit den ausgesuchtesten Speisen öffentlich bewirthete: mystische Zweckessen. — Amburbalia sacra, Lustrationes, welche auch, weil man dabei ein Schwein, ein Schaf und einen Ochsen opferte, Suovetaurilia hießen, Supplicationes und andere wunderliche Ceremonien wurden zur Abwendung drohender oder ausgebrochener Uebel in Anwendung ge-

bracht. Im dritten Jahre nach der Erbauung Roms ist man dort in einer furchtbaren Pest, die den frommen Mitteln nicht weichen wollte, wie Livius erzählt, „quum vis morbi nec humanis consiliis nec ope divina levaretur, victis superstitione animis“ so weit gegangen, zur Besänftigung der Götter Tänzer (Ludiones) aus Etrurien kommen zu lassen [34])! Die Römer haben in ihrer Sucht, sich eine große Auswahl von abergläubischen Heilmitteln zu verschaffen, ihre verzweifelnde medizinische Hülfsbedürftigkeit und ihren Mangel an der idealen Empfänglichkeit des Gemüths an den Tag gelegt, von welcher der Erfolg einer psychischen Kur ganz allein abhängig ist. Unfähig im Ganzen, von den Mythen der Griechen erwärmt zu werden und doch von der Aeußerlichkeit derselben beherrscht, versuchten sie es zwischendurch mit ihren alten und mit neuen Göttern, die sie nach Bedürfniß machen zu können wähnten: ihre Fessonia sollte ihnen die verlorene Körperkraft wiedergeben; Carmenta, verbunden mit der Prosa und der Postverta wurden in schweren Geburtsfällen angerufen; der Carna brachten sie, wenn sie schlecht verdaueten, Speck und Bohnenbrei dar, Ossipaga förderte den Knochenwachsthum der Kinder; Mephitis vertrieb die bösen Dünste.

Es konnte so nicht fehlen, daß Götter mit der Zeit das Vertrauen verloren, ja daß Tempel in Mißachtung geriethen, wie das Asklepion, dem die Kaiser ihre kranken Sklaven, „wenn sie ihrer überdrüssig waren“, zusandten.

Schon vor der Kaiserzeit hatte sich der Unglaube entwickelt, dessen Livius sein Jahrhundert anklagt („haec, quae nunc tenet saeculum, negligentia deum“), den aber die Lenker des Volks selbst gesäet hatten, als sie die abergläubige Furcht der Römer vor dem Zorne der Götter und die frommen Gebräuche zu Mitteln der innern Politik mißbrauchten und deshalb förderten [35]). —

Das nur durch die äußerlich zwingende Autorität

---

[34]) Livius VII. 11: Ludiones ex Hetruria acciti ad tibicinis modos saltantes.

[35]) Machiavelli (Discorsi, Cap. XIII. mit der Ueberschrift: come i Romani si servirono della Religione per ordinare la citta et per seguire le loro imprese, et fermare tumulti, und Cap. XIV.) hat seine Freude daran.

gebundene Volk verlor seinen innern Leitfaden und ergab sich in seiner physischen Noth leicht Jedem, der ihm Hülfe versprach ohne die Götter, deren Ohnmacht es hatte erfahren müssen; die Griechen, die ihm früher die religiöse Medizin gegeben hatten, brachten ihm jetzt die profane, die eigentliche ärztliche Praxis. Griechische Sklaven, die in ihrer Heimath Badewärter gewesen waren, zur Ader lassen, Hühneraugen schneiden und Zähne ausziehen konnten, wurden zu hohen Preisen verkauft, weil sie als rechte Aerzte angesehen wurden. Günstige Kurerfolge schafften ihnen oft die Freilassung; dann boten sie in öffentlichen Buden (Medicinis) ihre Arzneien feil und gelangten durch dies Gewerbe zu großen Reichthümern.

Den Patrioten flößte diese Praxis Abscheu ein; „jeder schlechte Mensch", sagt Plinius, „darf nur sagen, er sei Arzt, um Glauben zu finden".

„Der römischen „gravitas" ist der verabscheuungswerthe Handel mit Menschenleben zuwider gewesen".

Dennoch gaben auch die vornehmsten Römer ihr eigenes Leben in die Hände solcher Praktiker. Als aber um die Zeit des zweiten punischen Krieges aus dem Peloponnes ein wirklicher Arzt, Archagathus, nach Rom gekommen war, glaubte die Stadt sich von allem Uebel erlöst, und der Senat schenkte ihm eine Arzneibude am acilischen Scheidewege und das Bürgerrecht, bekanntlich das größte Geschenk, das einem „Barbaren" zu Theil werden konnte. Allein der ehrliche Mann hatte kein „Savoir faire", er berücksichtigte nicht, daß er ein abergläubiges, von oben herab in der Finsterniß festgehaltenes und zugleich üppiges, verzärteltes Geschlecht vor sich hatte, dessen Behandlung noch was anderes als tüchtige Fachkenntniß und reiche Erfahrung, nämlich Pfiffigkeit forderte. Nur den ärztlichen Zweck im Auge und auf die Kraft seiner Kunst vertrauend, verachtete er das augentäuschende Spiel des sich windenden Maeander, der ein Bild aller hofmännischen Praktiker,

„Non secus ac liquidis in undis ludit, et ambiguo lapsu refluitque fluitque [36])".

Wo es ihm nöthig schien, machte er schmerzhafte Operationen

---

[36]) Ovid. Metam. I. 9.

mit dem Messer und dem Glüheisen, während die Römer in einem Arzte, wie Kinder, nur dann den Wohlthäter sahen, wenn er mit heuchlerischer Theilnahme ihren Sinnen schmeichelte. Man gab ihm deshalb bald den Beinamen Carnifex und verließ ihn.

Unter dem besonderen Schutze des Scipio Africanus kamen andere, aber schlaue griechische Aerzte zu großem Ansehen und Reichthümern, wenngleich Cato, der Censor, sie bitter haßte. Nationalhaß, politische Opposition gegen Scipio, ihren Begünstiger, vorzüglich aber die sittliche Empörung seiner wahrhaftigen Seele gegen das listige und gewinnsüchtige Treiben jener Griechen veranlaßten ihn, sie unabläßig anzugreifen. Er verdammte nicht, wie Plinius versichert, die Kunst Aesculap's, „non rem“, der er sein eigenes und seiner Gattin hohes Alter zu verdanken bekannte, sondern die Praxis, „sed artem“ in der schlimmen Bedeutung des Worts. „Die Griechen“, sagt er, haben sich verschworen, uns Barbaren mit Medizin auszurotten, und um den Verdacht abzuwenden, lassen sie sich dafür noch bezahlen!

Cato gehörte übrigens in medizinischer Hinsicht zu den uns oft begegnenden unklaren Naturen, die trotz Verstand und Bildung sich irgend einem Aberglauben hingeben, den sie sogar gern zur Schau tragen und auf Andere zu verbreiten streben. Er behandelte in Krankheitsfällen sich und die Seinigen und auch seine Hausthiere mit den wunderlichsten mystischen Mitteln. Gegen Verrenkungen z. B. ließ er, unter Rohrpfeifenbegleitung, sinnlose Formeln absingen, wovon hier ein Beispiel:

„Huat hanat huat ista pista sista domina damnaustra, et luxato [37])“.

Er hielt den Kohl für eine Universal-Medizin, wie die Pythagoräer; einem Stücke Rindvieh ließ er die Arznei nicht von Weibern eingeben; die Bestandtheile der Medizin für eine Kuh mischte er in der Dreizahl, und die Kuh mußte beim Eingeben gerade aufrecht ste-

---

[37]) Luxum si quod est, hac cantione sanum fiet: Harundinem prende, incipe cantare in malo, etc. (de re rustica, Cap. 70.)

hen. Da er die Griechen überhaupt als die Feinde seines Vaterlandes ansah und selbst die nach Rom gekommenen griechischen Philosophen aus der Stadt vertreiben ließ, so ist es zu verwundern, daß er, selbst im Besitze einer eigenen Heilkunst, die griechischen Aerzte duldete, die an Zahl und Ansehen wuchsen.

Wenn aber neue Dinge Geltung zu erlangen anfangen und, obgleich scheinbar wieder verdrängt, doch immer wieder mächtiger hervortreten, dann sind die alten verbraucht, da ist jede gegnerische Bemühung, das Abgenutzte festzuhalten, vergeblich. Die profane ärztliche Praxis bricht sich durch alle Hindernisse hindurch Bahn in Rom und giebt für Jahrhunderte ihre in Schatten und Licht unveränderliche Gestalt, noch in der modernen Zeit zu schauen, als wäre sie von gestern. Sie war entweder auf die Ergebnisse der griechischen Philosophie und der hippokratischen Beobachtungen und Erfahrungen, so wie auf daraus geschöpfte Ansichten und Meinungen gegründet, also auf subjektive und, so weit möglich, auch objektive Wahrhaftigkeit, oder auf absichtliche Täuschung der Menge für eigensüchtige Zwecke gerichtet.

Die dem Menschen eingeborne ewige Frage nach der Ursache der Dinge, jetzt in Rom nicht mehr an die Götter gethan, wurde in Krankheitsfällen nach Einsicht oder Belieben von den Aerzten beantwortet oder mit Wörtern beschwichtigt, die um so wirksamer waren, je weniger Inhalt sie für die Leidenden hatten. Es ist erstaunlich, was solche Wörter auch heute noch vermögen; die Kranken fragen: woran liegt das, daß ich solche Schmerzen habe? der Arzt antwortet, vel bona, vel mala fide: Rheumatismus — und dies genügt auch den gebildetsten Fragern, sie sind beruhigt, wenn sie wissen, wie ihre Schmerzen auf griechisch heißen. Einsicht, Ansichten und Meinungen gingen auseinander, und es begann der „kollegialische" Wettkampf, der noch in unsere Zeitrechnung hineinragt. Ein neuer Arzt, z. B. aus Massilia, Charmis, erschien (33 nach Christi Geburt) in Rom und verwarf, was seine Kunstgenossen empfohlen hatten, und das schaffte ihm allein schon den Zulauf der Menge. Er verordnete besonders, statt der bisher allgemein gebräuchlichen warmen Bäder, kalte Waschungen des Körpers, auch

im strengsten Winter und man schwärmte für die Kaltwasserkuren; sogar „Senes consulares" sah Plinius „usque in ostentationem rigentes". Die Kollegen traten auch am Krankenbette zu gemeinschaftlichen Berathungen zusammen, von denen Plinius so boshaft sagt: sie seien „miserae sententiarum concertationes, nullo idem censente". Um den Patienten in glücklicher Unwissenheit zu erhalten über den Grad der Gefahr, in der er schwebte, hielten sie die Konsilien in griechischer Sprache ab; vielleicht wollten sie auch damit ihren Zusammenkünften den Firniß der Gelehrsamkeit geben, oder, wie Plinius meint, mehr Vertrauen einflößen, „denn die Menschen haben in Dingen, die ihre Gesundheit betreffen, mehr Vertrauen zu dem, was sie nicht verstehen". Ein Römer, der nicht griechisch sprach, konnte daher als Arzt in Rom nicht mehr aufkommen; überhaupt mußten die Aerzte, wenn sie in Rom gelten wollten, die Kunst in Griechenland selbst studirt haben. Mit der griechischen Verfeinerung, Weichlichkeit und Genußsucht hatte sich in Rom auch ästhetische und philosophische Bildung ausgebreitet, und man forderte diese auch von den Aerzten; die Gelehrsamkeit war im Schwunge und an den Aerzten hoch geehrt. So mußte das frühere Yankee-Gschäft unwissender Betrüger der Praxis eines würdigen Berufs, oder auch der fein lackirten wissenschaftlichen Charlatanerie weichen. Je mehr der Arzt es verstand, den „Schwächen des Publikums" sich zu fügen, desto mehr wurde er geschätzt. Cicero ist entzückt von der Schrift Nicon's von Akragant (nicht mehr vorhanden): *περὶ πολυφαγίας*, welche die Schlemmerei in ein medizinisches System gebracht zu haben scheint, denn er ruft, in dem Briefe an Trebatius, aus: „O medicum suavem meque docilem ad hanc disciplinam [38])!"

Unter den Aerzten derselben Zeit (100 vor Christi Geburt) darf hier Asklepiades, aus Prusa in Bythinien, nicht ungenannt bleiben, den Kurt Sprengel „ein Muster und Vorbild aller späteren Charlatane" nennt, der gleichzeitig aber auch hervorragt

---

[38]) Epist. ad div. Lib. VII. 20. Er hat diese Schrift, beiläufig bemerkt, dem Sex. Fadius, um den milden Studentenausdruck zu gebrauchen, „ausgeführt": „a Sex. Fadio, Niconis discipulo, abstuli".

in feinster Bildung und umfassendem Wissen, ein antiker „Löwe des Tages" in Rom. Er hatte seine ersten Studien in Alexandrien unter Kleophantus gemacht und später eine lange Zeit in Athen gelebt, wo er mit Cicero's Lehrer, dem Akademiker Antiochus von Askalon, Umgang pflegte und auch die Rhetorik übte. In Rom angelangt, verkündete er eine von ihm neu erfundene Heilkunst. Dies, verbunden mit einer verführerischen Beredsamkeit und weltmännischer Gewandtheit, zog Alle zu ihm hin; aber in dieser glänzenden Aeußerlichkeit wohnte auch gründliches medizinisches Wissen und ein schöpferischer Geist: „Neque vero", sagt Cicero[39]), „Asklepiades is, quo nos medico, amicoque usi sumus, tum, cum, eloquentia vincebat ceteros medicos, in eo ipso, quod ornate dicebat, medicinae facultate utebatur, non eloquentiae."

Seine Heilkunst war in der That neu, denn sie wich von den therapeutischen Lehren der verschiedenen Schulen seiner Zeit, denen die übrigen Aerzte anhingen, ganz ab; sie war aber auch einfach, schmerzlos, angenehm, ja sinnenschmeichelnd. Kein Gift, kein Messer, kein Glüheisen kam zur Anwendung, auch reichte er keine übelschmeckende und zum Theil ekelhafte Tränke. Seine Mittel waren: Reibungen und Bewegungen des Körpers, bei strenger Diät und Verbot des Weins, hängende Betten, durch deren Wiegen und Schaukeln die Schmerzen sich linderten und die Kranken eingeschläfert wurden, schwebende Badevorrichtungen, Musik. Dabei erhielt und steigerte er die hohe Meinung von seiner Kunst durch kecke Aussprüche, z. B., daß er es für schimpflich halte für einen Arzt, zu erkranken, und auch durch Benutzung von Zufälligkeiten, welche ihm Gelegenheit gaben, einen öffentlichen Knalleffekt zu machen. So hielt er einst einen Trauerzug an, besichtigte die Leiche und brachte den vermeintlichen Todten wieder ins Leben zurück. Nach Plinius erschien Asklepiades den Römern als ein von den Göttern gesandter wohlthätiger Genius.

Gewiß war dieser bewundernswerthe Mann ein Charlatan im großen Styl, allein man würde höchst ungerecht sein, wenn man ihn

[39]) De oratore I. 39—40.

zusammenstellen wollte mit der Gattung von Praktikern, die, ihre Unwissenheit mit Schlauheit und Pfiffigkeit verdeckend, nur dahin streben, durch Vorspiegelungen und prahlerische Unwahrheiten gewinnbringendes Aufsehen zu machen. Asklepiades gehört zu den seltenen Männern, welche von Zeit zu Zeit in das Wissen und Treiben ihres Jahrhunderts erschütternde und reinigende Blitze werfen, den Geist erfrischen und neu befruchten. Er starb in hohem Alter, nicht an einer Krankheit, sondern durch einen Sturz, als hätte er dem Schimpfe, für den er es einem Arzte anrechnete, zu erkranken, durch die Gnade der Götter entgehen sollen, da seine Zeit gekommen war.

Viele Schüler und Nachahmer folgten ihm, aus guten und aus weniger guten Beweggründen; aber „wenn Zwei dasselbe thun, so ist es doch nicht dasselbe". Er war der antike Hahnemann. — Nach ihm, bis zum Verfall der römischen Größe, finden wir die Praxis unter dem bunt gemischten Einfluß philosophischer Grübeleien, medizinischer Schuldogmatik, Aberglauben und Betrügerei, während die Wissenschaft von Einzelnen gepflegt und gefördert wurde. Aber vom rechten hippokratischen Geist war endlich nur „das Phlegma" geblieben, weil auch die hervorragendsten Männer, die jenen Geist auf ihre Nachkommen zu vererben strebten, wie Cornelius Celsus, Aretaeus, Caelius Aurelianus, besonders Galen und später Oribasius, dem einen oder dem andern der genannten Einflüsse sich nicht ganz entziehen konnten und den Weg der treuen Beobachtung der Natur nicht in rein hippokratischer Weise fortwandelten.

Es würde zu weitläufig werden und dem Charakter der Skizze für ein Panorama nicht entsprechen, wenn hier auf die Praxis des heidnischen Alterthums noch näher eingegangen würde. Nur sei noch erwähnt, daß auch bei den ältesten germanischen Heiden, welche jede Krankheit einer dunkeln Macht zuschrieben, die ärztliche Praxis zuerst an den Religions-Kultus gebunden war, welcher die Mittel darbot, die Hülfe der guten gegen die bösen Götter zu erlangen: Gebet, Beschwörung, Opfer, gottgeweihete Kräuter und Steine. Neben der Heilgöttin „Eir" gab es wunderthätige Frauen, die auf heiligen Felsen und an anderen geheimen Plätzen wohnten und da die Kranken heilten. Dann entstand eine abergläubig profane Praxis von „wei-

sen" Weibern betrieben, und Helden verrichteten die großen wundärztlichen Operationen. Als berühmte Wundärzte werden vor vielen Snorri Sturluson und Hrafn Sveinbiörnsson genannt.

Später (im 10. Jahrhundert) wird der ärztlichen Praxis als eines Geschäfts um Bezahlung gedacht, und im südermannländischen Gesetz (1327) ist von einer Prüfung und einer Taxe der Aerzte die Rede. (Weinhold, „altnordisches Leben". Berlin 1856.)

## II. Die Wahrhaftigkeit und die Lüge in der Heilpraxis der alten Juden.

---

Wir haben gesehen, daß unter den heidnischen Völkern dir ärztliche Praxis, ursprünglich Eins mit der Unschuld der Götterverehrung, nach und nach zum profanen Geschäft herabsank, welches auf dem Boden des Religions-Kultus gewerblich und zum Erwerbe betrieben wurde. Wenn dagegen auch bei den alten israelitischen Stämmen eine gleiche Entwickelung bemerkbar ist, so hat sich doch bei ihnen eine specifische, aus dem Mißbrauch des Monotheismus entsprungene, profane Ausübung der Heilkunst nicht gestalten mögen. Wenigstens giebt es hierüber weder Ueberlieferungen, noch historische Zeugnisse. „Jenseit des Stromes" und in Aegypten hatten sie fremden Göttern gedient und gewiß auch die medizinische Weisheit der Aegypter kennen gelernt; doch nach dem „Auszuge" läßt ihnen Moses bei Mara verkünden: Jehova selbst sei ihr Arzt, und Jehova vernichtete durch das Schwert des neuen Staates und durch Seuchen Alle, die sich nicht von ihren mitgebrachten Götzen trennten. Moses sah sein Volk als ein verwahrlostes, der strengsten Zucht bedürfendes Kind der frommen Urväter an, das seiner eigenen freien Entwickelung zur wahren Religiosität und Sittlichkeit, zur Kunst und Wissenschaft nicht überlassen werden dürfte, und das nur durch eine äußerlich zwingende, eiserne Autorität erst zu einer nationalen Tüchtigkeit heranwachsen könnte. Wie der Zorn Jehova's giftige Schlangen und Pest strafend über sein Volk schickt, so spendet seine Gnade ihm Wachteln und Manna und süße Quellen und Genesung. Das Volk ernährt durch Opfergaben seine Priester für ihr Mittleramt im Ganzen und bedurfte keiner besondern Aerzte; ja es hatte nicht einmal einen geschlossenen Priesterstand, es näherte sich oft selbst dem Jehova mit Thieropfern und befragte ihn durch Loos-

werfen. Erst später, als die strenge Autorität an Macht verloren hatte, und die Anbetung Jehova's sich sinnlicher gestaltete, machten sich die Israeliten Jehovabilder und besoldeten dabei besondere Priester, die man gern aus den Abkömmlingen Moses und Aron's wählte und die nun, indem sie für jeglichen Kummer und alle Leiden die Hülfe Jehova's zu vermitteln berufen waren, auch eine Art von medizinischen Praktikern darstellen mochten.

Dies läßt sich indeß nur vermuthen, wenn man jene Priester in der Zeit ihrer Entartung zur „vollendeten Sündhaftigkeit" sieht. Brachte man z. B. in Silo Opfer, so kam der Knabe des Priesters und sprach: „Gieb Fleisch zum Braten für den Priester, er will nicht gekochtes, sondern rohes". Sprach dann der Opfernde: Wir zünden eben das Fett an, nimm dann das, was dein Herz begehrt, so sagte der Knabe: „Jetzt sollst du geben, und wenn du nicht willst, so nehme ichs mit Gewalt!" Wollte aber der Priester gekochtes Opferfleisch, so schickte er seinen Diener, welcher mit seiner dreizackigen Gabel in den Kessel stieß, und was er heraufbrachte, war sein. Ferner wird von den Söhnen Eli's, welcher um das Jahr 1100 das Priesteramt an der heiligen Lade verwaltete, erzählt, daß sie die Weiber, welche zum Dienste in das heilige Zelt kamen, zu schwängern pflegten [40]). Wie die politische Existenz der Israeliten, sank allmählig auch ihr religiöser Kultus und ihr mit diesem verwachsener ethischer Gehalt in Verderbniß.

Sie verunreinigten die Anbetung Jehova's mit dem Götzendienste der Völker, unter deren Druck sie lebten, von denen sie Landbau, Städteleben, Handwerk und Handel lernten und deren ärztliche Praxis sie annahmen. Der Charakter dieser Praxis zeigt sich z. B. in der Kur der Philister zu Samuels Zeit, welche von einem Warzenausschlage dadurch befreit wurden, daß sie goldene Modelle ihrer Warzen als Opfer darbrachten [41]). Als unter Saul's Regierung die strenge Autorität Jehova's wieder mächtig ward, mußten die „Todtenbeschwörer und klugen Männer" das Land verlassen, und nur die Hausgötter — Jehovabilder — waren, von Priestern befragt, die Rathgeber in

---

[40]) Duncker a. a. O. I. S. 256.

[41]) Sam. I. 5 (eine Art ἀνάθεματα).

allen Nöthen, also auch die Hausärzte. Krankheiten und verheerende Sterblichkeit wurden dem Zorn Jehova's oder dem Anblicke der Bundeslade zugeschrieben, und diese Vorstellungen, unter Aufruhr im Innern und Kriegen nach Außen, ließen auch unter David keine specifisch israelitische oder jüdische medizinische Praxis zur Entwickelung kommen. Zu der Zeit des Friedens, des Reichthums und der Ueppigkeit, während der Regierung Salomon's, und des Abfalls von dem reinen Monotheismus bis zu den letzten Propheten im dritten Jahrhundert, mögen die Israeliten, ohne Zweifel von Gebrechlichkeit und Siechthum, den steten Begleitern des Luxus, vorzugsweise heimgesucht, wohl in den Tempeln des Baal, der Astarte und Aschera ärztliche Hülfe gesucht haben; aber es fehlt an aller historischen Kunde, daß unter ihnen selbst besondere ärztliche Priester oder Laien hervorgetreten wären, wie bei den heidnischen Völkern. Selbst das alle staatlichen, ritualen und privaten Verhältnisse regelnde, im fünften Jahrhundert unter dem Könige Josia von dem Hohenpriester Hilkia „aufgefundene" Gesetzbuch (Deuteronomion), welches die Uebertreter mit der Krätze, mit den Beulen Egyptens vom Scheitel bis zur Sohle, mit Fieber, Pest, Schwindsucht, Entzündung, Blindheit, Wahnwitz und Verzerrung des Geistes bedroht, beweist zwar, daß die Juden mit den schlimmsten Körperleiden bekannt waren, enthält aber kein Wort von ärztlichen Priestern oder von Heilmitteln gegen solche Krankheiten.

Die Propheten forderten nur Reue und Bekehrung zu Jehova, dessen Versöhnung allerdings durch die Opferpriester vermittelt werden sollte. Erst zur Zeit des gänzlichen Unterganges des jüdischen Staates wurden von Einzelnen Heilgeheimnisse, welche dem Salomo zugeschrieben wurden, in Anwendung gebracht. Die Sage ging nämlich, Salomo habe ein Buch der Heilmittel (ספרהרפואות) geschrieben, in welchem profane Kuren gelehrt wurden; aber Hilkia (Ezekias) beseitigte dieses Buch, weil es (nach Maimonides Commentar zur Mischna) von der Religion nicht gebilligt werden könnte, seines abergläubischen Inhalts wegen.

Daß es als eine Versündigung gegen die Religion angesehen wurde, in Krankheiten zu Aerzten Zuflucht zu nehmen, geht aus dem Vorwurf hervor, der im zweiten Buche der Chronika im 16. Kapitel,

12, dem Könige Assa daraus gemacht wird, daß er in seiner Krankheit der Füße „nicht den Herrn", sondern „die Aerzte" suchte.

Josephus rühmt die medizinischen Kenntnisse Salomon's, welchem „Gott die Kräfte geschenkt habe, durch feierliche Beschwörungen die Gottheit zu versöhnen und die bösen Dämonen auszutreiben, die die Krankheiten hervorbringen", und diese Art zu kuriren, sei unter den Juden bis auf diesen Tag die herrschende. Er sei Augenzeuge einer Kur gewesen, die der Prophet Eleazar in Gegenwart des Kaisers Vespasian an einem Besessenen angestellt habe. Dem letzteren sei nämlich eine vom Könige Salomo gegen dergleichen dämonische Krankheiten empfohlene Wurzel in die Nase gesteckt, Salomon's Namen dabei genannt und die Zauberformel hergebetet worden, die Salomon gelehrt habe [42]).

So negativ nun auch die Geschichte der israelitischen, medizinischen Praxis ausfällt, so ist sie doch, gerade wegen dieser gänzlichen Leere, eine merkwürdige Erscheinung, indem sie das größte historische Beispiel darbietet, wie lange eine despotische Regierung, wenn sie sich mit einer kernhaften Theokratie identificirt und auf ein bewaffnetes Heer sich stützt, den geistigen Aufschwung eines noch so begabten Volkes in die gewollten engen Schranken einpferchen kann. Eine kernhafte Theokratie war es, denn sie beruhete auf dem reinsten Vernunftinstinkte des Monotheismus, und eine Despotie, welche diese Menschheitsidee nach Innen und Außen mit materieller Macht aufrecht erhielt und in nationalem Egoismus schützte, so daß das Volk, in mannigfacher und langer Berührung mit fremden Kulturelementen, von diesen weder das wesentlich Schlechte noch das Gute dauerhaft in sich aufnehmen konnte.

Nur hier heraus erklärt es sich, daß noch zur Zeit Vespasian's, da schon viele Juden die griechische Philosophie und die hippokratische Medizin in Alexandrien kennen gelernt, und die letztere selbst gefördert hatten, unter dem Volke noch die absurden, sogenannten salomonischen Kuren vorherrschen konnten.

---

[42]) Sprengel a. a. O. I. S. 110 und 111.

## III. Wahrhaftigkeit und Lüge in der christlich-ärztlichen Praxis.

Zu der Zeit, die wir jetzt betrachten wollen, als nämlich alle Kulturvölker in gegenseitig inniger Berührung ihre religiösen Kulte, Sitten, nützliche und schöne Künste, Poesie und Wissenschaften mit einander gemengt, an einander geschliffen, veredelt oder verunreinigt hatten, war ihnen Eins verloren gegangen: der Kitt allen staatlichen Aufbaues und Zusammenhalts, Religion und Sittlichkeit. Die frommen Kulte waren vermorscht und für die Praxis des Staates nicht minder, wie für die der Aerzte abgenutzt; eine erschreckend kultivirte und civilisirte Wildniß war zurückgeblieben, beherrscht von der materiellen Gewalt Roms, welche bald selbst in Ohnmacht versinken sollte.

Patriotische Männer hatten längst den entsittlichten Völkern den Untergang verkündet, und es ist, als hätten nicht die Propheten allein den Messias ersehnt, sondern als hätte auch Seneca, dieser feine Beobachter und Maler seiner Zeit, die Nähe des Heils geahnt, wenn er in seinem 95. Briefe ausruft: in hac morum perversitate desideratur solito vehementius aliquid, quod mala inveterata discutiat!

Das Heidenthum und das Judenthum waren in das dritte Fichte'sche Zeitalter, „in den Stand der vollendeten Sündhaftigkeit“, versunken und damit auch als Lenkseil für die Praxis unbrauchbar geworden. Einzelne Aerzte pflegten noch redlich ihrer alten Wissenschaft und Kunst; in Griechenland setzte man noch eine Zeit lang die äskulapischen Tempelkuren mit langsam schwindenden Erfolgen fort, in Rom aber ging allmählig die Saat des neuen, weltbefruch-

tenden Geistes auf. Und als im vierten Jahrhundert der abtrünnige Julian wähnte, man könne durch Machtgebote und Aeußerlichkeit eine abgestorbene Vergangenheit wieder lebendig machen, mußte er gerade im Gebiete der ärztlichen Praxis erfahren, daß das Heidenthum sich selbst abthat. Denn sein Leibarzt Oribasius, der das delphische Orakel zu Rathe gezogen, erhielt die denkwürdige Antwort: das Orakel müsse jetzt verstummen [43]. —

Wohl hatte die Gelehrsamkeit der Welt und insbesondere auch die griechische Wissenschaft ihre Pflanzstätte und ihren Mittelpunkt, seit den Ptolemäern, in Alexandrien, wo auch die medizinische Naturforschung, besonders durch Herophilus und Erasistratus, in eine würdige und höchst ersprießliche Richtung gekommen war. Allein die Praxis, in ihrer religiösen Grundlage erschüttert, von pyrrhonischem Skeptizismus gefährdet und durch die Widersprüche sophistischer Luftgebäude jeden festen Haltes beraubt, ergab sich der rohesten Empirie, oder einem philosophisch aufgeputzten profanen Gaukelspiel. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts schon waren auch die Lehrer der christlichen Kirche unter den Einfluß der heidnischen Philosophie gerathen, deren sie sich bedienen wollten, um die Wahrheit ihres Glaubens zu beweisen, die aber zu den ärgerlichsten Spaltungen und Zänkereien führte; und die hierdurch verdunkelte Christuslehre, immer weitere Verbreitung gewinnend, gab der medizinischen Praxis wieder eine neue gläubige und abergläubige Grundlage. Es entstand eine aus ägyptischem, jüdischem, neuplatonischem und kirchendogmatischem Wahn zusammengesetzte theurgische Medizin. Alle Krankheiten werden Dämonen zugeschrieben; die Kabbala lehrt die Kunst, durch Beherrschung der Dämonen die Krankheiten zu heilen. Auch sendet, nach Jamblichus, Gott den Gläubigen Träume, welchen, wenn sie vorüber sind, eine abgebrochene Stimme folgt, die uns in Krankheiten lehrt, was dagegen zu thun sei.

Das ist nichts anders, als das Wiederaufleben der uralten Inkubationen in den Isis-Tempeln und der hekateischen Träume.

„Oft hören wir", sagt derselbe Schriftsteller, „jene Stimme auch

---

[43]) Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin. Jena 1845. S. 98, Anm. 2.

im Mittelzustande zwischen Schlafen und Wachen: das sind offenbar göttliche Träume".

Hier haben wir schon die Kuren der Somnambülen der Neuzeit.

Dann fährt Jamblichus fort:

„bisweilen umhüllt den Inkubanten ein Geist nicht von körperlicher Art, auch nicht durch die Augen, sondern durch irgend einen anderen Sinn wahrzunehmen; nicht selten leuchtet ein sanfter und glänzender Schimmer, bei dessen Anblick die Augen halb geschlossen werden".

Wer erkennt hierin nicht unser allerneuestes „Od" wieder?

Plotinus hatte seinen eigenen Dämon, vermittelst dessen er zukünftige Dinge vorhersagte und selbst Krankheiten heilte. Seine Macht über die Dämonen leitete er daher, daß er sich einem von der Sinnenwelt abgewendeten Leben hingegeben. Fromme Einsiedler und Mönche hatten in Aegypten schon früh eine gleiche Begabung erlangt und heilten Kranke. Die Epistel St. Jacobi zeigt — wenn sie auch, wie besonders Eusebius meint, unächt sein sollte — aufs Deutlichste den specifischen Wendepunkt an, bei welchem zu jener Zeit die ärztliche Praxis angelangt war:

„Ist Jemand krank", heißt es da, „der rufe zu sich die Aeltesten der Gemeine, und lasse sie über sich beten, und salben mit Oel im Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten".

Alles heidnische Wissen und alle Forschung erklärt der heilige Augustin für unnütz, da der Mensch die Wahrheit nicht finden könne, sonst würde sie schon gefunden sein, nachdem sie so lange Zeit von so vielen Denkern gesucht worden. Gott sei das Licht des menschlichen Geistes; wer ihn erkannt und in sich aufgenommen habe, der werde das Geheimniß der Wahrheit im erleuchteten Innern schauen.

Wie die medizinische Urpraxis der heidnischen Völker in der Unschuld ihrer kindlich-religiösen Vorstellung zugleich mit den Kulten entstanden war, so entstand jetzt in Unschuld und subjektiver Wahrhaftigkeit eine christliche ärztliche Praxis, die aber, indem sie sich von dem zuletzt entarteten Urgewächs losriß, seine wuchernden Ranken mit sich nahm.

„Wie" — um die schönen Worte Göthe's anzuwenden —

„Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt, des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach,
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon Jemand angehört".

Die Wunderwirkung ungeheuchelt frommer Gebete der Gemeine-Aeltesten, die, nach St. Jacobus Rath, den naivgläubigen Leidenden umstanden, und mit dem heiligen Oel salbten, — wer könnte sie bezweifeln, der die Macht der Seele auf den Körper nur einmal ungetrübt empfand?

Daß dieses Chrisma, wie es genannt wurde, Todte auferweckt habe, wollten ungläubige Griechen in der Forscherweise untersuchen und feststellen; sie verlangten die auferweckten Personen selbst zu sehen. Die Antwort, welche der Bischof Theophilus einem solchen Zweifler gab:

„wenn du einen Auferstandenen gesehen hast, so ist es keine Kunst, zu glauben. Und wenn ich dir auch einen zeigte, so würdest du dennoch nicht glauben",

war nicht, wie Kurt Sprengel meint, eine geschickte Wendung, sich aus der Sache zu ziehen, sondern das wahre Verständniß des Glaubens, der nicht einzieht auf dem Wege der Forschung. —

Aber den Praktikern, die stets auch „von der Falschheit des Handelns" leben, war das Rezept des Jacobus zu einfach oder auch unwirksam, da ihnen die Weihe und den Kranken oft die Inbrunst fehlte, und so kamen die Zuthaten: das Kreuzeszeichen, die Beschwörung des Teufels und der Dämonen, die Berührung heiliger Reliquien u. s. w. Die Rezepte mit vielen Zuthaten haben sich immer in der Arzneikunst, wie anderwärts, verderblich oder unwirksam gezeigt.

Porphyrius empfahl zweierlei Kurweisen: die Anrufung der Hülfe Gottes und die Bezwingung der Dämonen, die man übrigens auch zu Rathe ziehen könne. Die eine nannte er Theosophie, die andere, je nachdem gute oder böse Dämonen mit im Spiele waren, Theurgie und Goëtie (*Γοητέια*, Klagelied, das jammernde Ge-

schrei). Man verjagte nämlich die bösen Geister mit dem Absingen fremdländischer Wörter ohne vernünftigen Sinn.

Ein gewisser Basilides hatte sich der Grillen bemächtigt, die von den Nachfolgern des Zauberers Simon, den ersten eigentlichen christlichen Irrlehrern, herrührten. Er nahm 365 E n g e l an, mit deren verschiedenen Namen die Dämonen zu beschwören und Kranke zu heilen seien. *Καυλαχαυ* sei der Name Christi und Abraxas, welches Wort die Zahl 365 gebe, sei der vornehmste Ausfluß der Gottheit, und dergleichen Mystik mehr, mit welcher Amaulete und Talismane gegen Kranheiten in Gebrauch kamen. Besondern Ruf erlangten die Abraxas-Gemmen, die das Wort: A b r a ch trugen, nämlich die hebräischen Anfangsbuchstaben von אב, Vater, בן, Sohn, רוח, Geist; oder das Diagramma (✡), oder auch die Figur des Namens Jehova im Judentempel (N). — Später verdammten die Kirchenlehrer die Z a u b e r e i, bekämpften aber die Dämonen mit dem Namen Jesu und mit Wörtern aus der heiligen Schrift. Einer der gelehrtesten Kirchenväter, Origenes, lehrt: die Dämonen seien es, welche Hungersnoth, Unfruchtbarkeit, Luftverderbniß und Seuchen hervorbringen; sie seien mit den schärfsten Sinnen begabt, der schnellsten Bewegung fähig und im Besitze der längsten Erfahrung. — Alle Krankheiten der Christen, besonders der neugetauften und der neugebornen Kinder, selbst auch das Vertrauen, das ein Christ zu der Heilwirkung von Kräutern und Wurzeln faßte, erklärte man für das Werk der Dämonen. Anastasius behauptet, die Dämonen seien weit besser mit den Kräften des menschlichen Körpers bekannt, als die Arzneikunst. Die vielen aussätzigen und gebrechlichen Christen seiner Zeit klagt er wegen ihres Luxus an, den Gott damit bestrafe, daß er es zulasse, daß der Krankheits-Dämon in sie fahre. Das Zeichen des Kreuzes, als ein allgemeines Mittel gegen Krankheiten, öffnete, nach Chrysostomus Predigt, verschlossene Thüren, hob die Kraft des Schirlings auf und heilte die Bisse giftiger Thiere.

Die Heilwirkungen waren indeß nicht immer an äußere Dinge geknüpft, sondern sie gingen oft von Persönlichkeiten aus, in denen die Kraft lag, den Teufel zu bannen: den Exorcisten, welche nicht als Geistliche ordinirt waren, da, wie die apostolischen Constitutionen sa-

gen, ihre Gabe ein freies Gnadengeschenk des heiligen Geistes war.

Nichts in der Geschichte berechtigt uns zu der Annahme, daß diese Anfänge der christlichen Arzneipraxis auf unlauteren Beweggründen und absichtlicher Täuschung beruhten. — Die Völker waren durchweg in dem krassesten heidnischen und jüdischen Aberglauben befangen, und überall beuteten die gauklerischen Magier die Leichtgläubigkeit der Menge aus mit Wunderkuren. Mit ihnen hatten die christlich erleuchteten Männer, deren begeistertes Thun und Trachten auf die weiteste Ausbreitung der Christuslehre gerichtet war, einen beständigen Wettkampf zu bestehen, ihnen gegenüber mußten auch sie, aber in subjektiver Wahrhaftigkeit, die Wunder des Glaubens offenbaren. So z. B. heilte Maruthas, Bischof von Mesopotamien, den persischen König Jezdegerd von einem hartnäckigen Kopfschmerz, dessen Unheilbarkeit die Magier ausgesprochen hatten, durchs Gebet und durch Beschwörungsformeln.

Indeß gerieth dabei die gesammte Heilpraxis unter den Christen ganz in die Hände der Mönche, welche damals, von der Sinnenwelt abgezogen, ein beschauliches frommes Leben führten und nichts weniger als materiellen Gewinn suchten.

Als Kaiser Constantin I. das Christenthum in Rom einführte, erhielt natürlich auch die christliche medizinische Praxis einen festen Anhalt an der „äußerlich zwingenden Autorität“, an dem ersten christlichen Staat, der nach der Anschauung Fichte's der Stand der „anhebenden Sündhaftigkeit“ ist. Dort wehete der reine Geist Christi weder im Staats-Organismus, noch im Volke.

Durch eine Reihe furchtbarer Willkürherrscher tief entsittlicht und an Knechtschaft gewöhnt, waren die Römer dieser Zeit so zu sagen ein Volk von Mönchen geworden. Denn das Reich wurde bald mehr von einem Heer von Bischöfen, als vom Kaiser beherrscht, und zahllose Mönche bedeckten die Länder; in ihren Händen war die Praxis allein. Neben dem fast epidemisch zu nennenden Fanatismus der Circumcellionen, jener mordend umherziehenden Mönche, welche nur nach Märtyrerthum trachteten, sehen wir das Streben der Geistlichen nach irdischem Wohlsein, reichen Bischofssitzen und weltlicher Macht, und in solcher Verderbniß mußte nach und nach auch

die bisher uneigennützig religiöse ärztliche Praxis in eine gewinnsüchtige ausarten, so entstand wieder eine schmachvolle medizinische Charlatanerie.

Zu Ende des vierten Jahrhunderts begegnet uns ein Musterbild eines hochgestellten ärztlichen Charlatan's in der Person des Marcellus aus Bordeaux, mit dem Beinamen Empiricus. Unwissend, aber dreist und unverschämt, wußte er die Gunst des Kaisers Theodosius I. zu erlangen, wurde dessen Leibarzt und Günstling und zum „Magister officiorum“ ernannt, welche Würde, nach Häser, ungefähr der eines Ministers des Innern gleich war. Seine Kuren wichen oft bedeutend von den rein kirchlichen ab und erinnern an die heidnische Mystik, deren sich der ehrliche Cato, der Censor, als Hausmittel in seiner Familie und für seine Hausthiere bediente. Hier einige Beispiele: Gegen einen Splitter im Auge empfiehlt Marcellus:

das Auge zu berühren, dabei drei Mal auszuspeien und drei Mal zu sagen:

Tetune resonco bregan gresso! oder: In mon dercomarcos exatison! oder: Os Gorgonis basio!

So sinnlos diese Wörter alle sind, so wunderbar soll ihre Wirkung sein. Mit dem letztern Spruche, wenn er drei Mal neun Mal hergesagt wird, lockt er einen im Schlunde steckenden fremden Körper heraus.

Ein sogenanntes Gerstenkorn am Auge läßt er mit den Spitzen von neun wirklichen Gerstenkörnern berühren und mit folgenden Worten ansingen:

*Φεῦγε, φεῦγε, κρίθε σε διώκει!*

oder:

Nec musa parit, nec lapis lanam fert, nec huic morbo caput crescat, aut — si creverit — tabescat.

Man nannte diese Kurart Karminiren, d. h.: Ansingen, was ja heut noch als „Besprechen“ bei manchen Uebeln gerühmt wird; eine Rückkehr der Kunst zu der altjüdischen Goëtie, aber ohne Vokalmusik, ein Anhauchen.

Noch mag sein pfiffiges Vorbauungsmittel gegen Triefaugen angeführt werden. Man achte auf eine Sternschnuppe, empfiehlt er, und zähle von ihrem ersten Entstehen bis zu ihrem

Verschwinden so schnell man könne: dann werde man so viele Jahre, als man Einheiten gezählt habe, vor Triefaugen geschützt sein!

Dies genügt, um die Praxis dieses kaiserlichen Leibarztes zu kennzeichnen und die medizinische Finsterniß des vierten Jahrhunderts, in dessen letztem Viertel er am Hofe eine so mächtige und einflußreiche Stellung einnahm; vielleicht gerade als ein geschicktes und geschmeidiges Werkzeug der gewünschten weitern Verdummung auch der heidnischen Unterthanen und zur Abschreckung der ärztlichen Zeitgenossen, von denen einige noch unter der Nachwirkung der heidnischen Bestrebungen des Kaisers Julian, sich der alten griechischen Medizin zugewendet hatten, wie z. B. der erste Bischof von Emesa, Nemesius. Denn Julian hatte während seiner kurzen Regierung, gleichfalls durch seinen Leibarzt und Freund Oribasius, die christliche Arznei-Mystik energisch zurückgedrängt, indem er, statt wie Constantin, Bischöfe, 72 der erfahrendsten Aerzte seines Reichs hatte zusammen kommen lassen, um die Ergebnisse der alten, heidnischen Praxis festzustellen, an der ihm selbst doch nur die magischen Künste genehm waren. Die sklavischen Seelen jener Zeit folgten dem Anstoße von oben, unter Theodosius, wie unter Julian, da bei diesem die Besetzung der obrigkeitlichen Stellen von den Orakelsprüchen der Götter und von der Deutung der kaiserlichen Träume durch seinen Leibarzt abhing, unter Theodosius aber die Richtung der nicänisch gesinnten Bischöfe und seines Leibarztes maßgebend war. Schon seit Caligula lastete solcher Druck auf den Charakteren, und solche Günstlingsherrschaft im römischen Reiche, wie sie Tacitus so bitter schildert, wo er von dem Günstling Hispo spricht:

> — mox clarissimo cuique periculum fecessit, potentiam apud unum, odium apud omnes adeptus, dedit exemplum, quod secuti, ex pauperibus divites, ex contemtis metuendi, perniciem aliis — — — invenere (Ann. I. 74).

Jetzt sank die Ausübung der ärztlichen Kunst zu einer Magie herab, die so zwitterhaft gestaltet war, daß sie auch dem heidnischen Aberglauben zusagte. Eine Anzahl Arzneibücher, von alexandrinischen Mönchen verfaßt, aber dem Hermes zugeschrieben, lehrten die Heilgeheimnisse und zugleich auch die Kunst, Gold zu machen. Das

Goldmachen nannten die Alchymisten sonderbarer Weise den „großen Prozeß" und Praxis. Eins jener Bücher, das eine alphabetisch geordnete Heilmittellehre der wunderlichsten und abgeschmacktesten Art enthält, ist unter dem Titel Kyranides bekannt.

Wie alle Wissenschaften, so sollte auch die unsterbliche griechische Medizin, als das römische Reich bleibend getheilt war, ein Jahrtausend hindurch in dem dicht verhüllenden Coccon der gläubigen und der absichtlichen Täuschung ihren Winterschlaf halten. Die bisherige Bearbeitung der altgriechischen Medizin durch römische Schriftsteller stand still. Die Gelehrsamkeit brachte selbst Mönche in gefährlichen Verdacht. Alle Quellen des medizinischen Wissens und die größten Bibliotheken verbrannte und zerstreute der religiöse Fanatismus und die Grausamkeit barbarischer Völker. Nur einzelne fromme Männer der Kirche waren oft mit apostolischem Eifer selbst dem kirchlichen Aberglauben entgegengetreten, wenngleich vergebens. Ein Beispiel hiervon erzählt Sulpicius Severus in seiner Lebensbeschreibung des Stifters der ersten Klöster im Abendlande, des heiligen Martin.

Nicht weit vom Kloster des heiligen Martin lag ein Ort, wohin, als zu der Begräbnißstätte vieler Märtyrer, große Wallfahrten stattfanden. Die Bischöfe hatten da einen Altar erbauet, ohne daß man den Namen oder die Geschichte eines dort ruhenden Märtyrers kannte. Da begab sich eines Tages Martin mit einigen Mönchen dahin, und betete: Gott möge ihm die wahre Beschaffenheit dieses Grabes offenbaren. Als er sich nun nach der linken Seite umschauete, gewahrte er einen Schatten, dem er befahl, seinen Namen und die Ursache seines Todes kund zu geben, und der Schatten gab sich als einen Straßenräuber zu erkennen, der an dieser Stelle hingerichtet worden sei. Sogleich ließ Martin den Altar niederreißen.

Und dennoch, was vermögen einzelne Männer der Wahrhaftigkeit gegen eine so allgemein eingerissene Verkehrtheit in den höheren und Verdummung in den unteren Schichten der Gesellschaft jener Zeit! Ich sage Verkehrtheit, weil die Annahme zulässig ist, daß damals das Bewußtsein der Schlechtigkeit fehlte. Denn es war prinzipiell offen ausgesprochen, es gäbe eine zweifache Moral, eine hohe und eine niedere Moral, jene für den Staat und

die Kirche, und diese für das Volk; und man hielt eine absichtliche Täuschung des letztern nicht für verwerflich, wenn sie zum Gedeihen der Kirche erdacht war.

Zu Ende des fünften Jahrhunderts indeß, müssen es die Aerzte im Occident so schlimm getrieben haben, daß sie die Achtung und das öffentliche Vertrauen verloren. Dies erhellt unzweideutig aus dem Gesetzbuche des Gründers des Ostgothen-Reichs, des Königs Theodorich:

„Kein Arzt", heißt es dort, „soll einem Weibe oder Mädchen die Ader schlagen, ohne daß einer ihrer Verwandten zugegen wäre."

Dieser Paragraph giebt auch sein Motiv an, welches der Zunft nicht günstig ist. — Ferner:

„Wenn Jemand einen Arzt zur Kur einer Krankheit rufen läßt, so soll der Arzt, sobald er die Krankheit oder Wunde in Augenschein genommen, Kaution stellen und dann über den zu erwartenden Sold einen Vergleich schließen."

„Seinen Sold darf aber der Arzt nicht verlangen, wenn Gefahr des tödtlichen Ausgangs entsteht."

„Wenn ein Arzt einem Edelmanne durch einen Aderlaß Schaden zugefügt hat, so soll jener hundert Solidos entrichten, stirbt aber der Edelmann nach der Operation (wie lange nach derselben, ist nicht gesagt), soll der Arzt den Verwandten ausgeliefert werden, die nun mit ihm machen können, was sie wollen."

„Hat aber der Arzt einem Leibeigenen auf diese Art Schaden zugefügt oder gar den Tod verursacht, so soll er gehalten werden, den Leibeigenen wieder zu ersetzen."

Nicht so übel stand die medizinische Praxis im Morgenlande. Dort hatte die christliche Sekte der Nestorianer, welche eine große Ausbreitung gewonnen, das Studium der Philosophie und Medizin ungehindert pflegen dürfen. Ihre Gelehrtenschule zu Edessa oder Orta in Mesopotamien zeichnete sich durch eine Menge der berühmtesten Lehrer aus, unter denen auch ein Arzt, Stephan von Edessa, genannt wird. In einem öffentlichen Lazareth wurden dort praktische Aerzte ausgebildet. — Allein diese Schule erlitt 431 von der strengen Rechtgläubigkeit Kaisers Theodosius II. harte Verfolgung und erlag

58 Jahre später der zweiten Verfolgung Kaisers Zeno, des Isauriers, welcher die Nestorianer zwang, Edessa zu verlassen und sich im persischen Reiche zu zerstreuen.

Unter Justinian, der auch den letzten Pflegern der Wissenschaft, den heidnischen Philosophen zu Athen, die bisher bezogenen Gehälter genommen hatte, um desto mehr Kirchen bauen zu können, griff, nach Aussage eines byzantinischen Annalisten, die Barbarei immer mehr um sich, und so mußte sich auch im Orient die ärztliche Praxis des Aberglaubens bemächtigen, der bald Alles beherrschte.

Einer der würdigsten Päpste, Gregor der Große, zu Ende des sechsten Jahrhunderts, hatte die Grenzen der Gläubigkeit so weit überschritten, daß er folgende zwei Wunder erzählte: Ein frommer Mönch, der durch einen Zufall seine Lampe zerbrochen habe, sei durch Gebet dahin gelangt, sie wieder ganz zu machen, und der heilige Benedict habe in gleicher Weise seiner Amme ein zerbrochenes Sieb reparirt.

Wo solche Erzählungen aus solcher Quelle kommen, da mußten die Kranken jedem frommen Mönche mit Zuversicht ihre eigene Reparatur anvertrauen.

Mögen jedoch die Aerzte jener Zeit den Glauben wie den Aberglauben lügnerisch ausgebeutet, oder mit redlichem Bewußtsein für ihre Praxis benutzt haben, so muß man doch ihr ruhmvolles Benehmen anerkennen, das sie in der Mitte des sechsten Jahrhunderts bewiesen, als die furchtbarste Weltseuche, von der die Geschichte Kunde giebt, vier Monate lang auch in Constantinopel herrschte und auf ihrer Höhe täglich 10,000 Menschen tödtete. Da entwickelten die Aerzte, nach dem Augenzeugen Procop, der diese Pest schildert, eine Begeisterung für ihren Beruf, wie sie nur die glühendste Menschenliebe und christliche Barmherzigkeit einflößen mag. — Procop betrachtet die Krankheit als eine unmittelbare Gottesschickung über die religiös und sittlich verderbte Welt, und erzählt, wie die Gottlosesten sich aus Furcht bekehrten, und wieder gottlos wurden, als die Geißel an ihnen vorübergegangen war. Die Aerzte aber widmeten sich während dieser langen Epidemie furchtslos der Pflege der Kranken und halfen selbst die Leichen beerdigen, die sehr lange liegen geblieben waren. — Diese Aerzte waren Geistliche, eine Art Freischaar von Mönchen, die sich in allen pestartigen Epidemien, ihres kirchlichen und ärztlichen Berufes

wegen, in die größte Gefahr stürzten, und die Parabolanen oder Parabalanen und Parapemponten suchten die Kranken auf den Straßen und in den Häusern auf, um ihnen Pflege und Hülfe zu bringen.

Den Geistlichen haben wir auch die ersten christlichen Lazarethe zu verdanken, wo Mönche und Parabolanen die Verpflegung der Siechen und deren Heilung übernahmen, als einen Theil des heiligen Kirchendienstes, dem sie ihr Leben geweihet hatten. (S. die Note 114 zu Häser's Geschichte christlicher Krankenpflege. Berlin 1857. Wilh. Hertz.)

Dagegen blieb die Praxis in Betreff der Heilmittel bei der kirchlichen Mystik stehen und änderte nur zuweilen die Formen. Ein Beispiel solcher Abwechselung giebt das oben erwähnte Abraxas-Amulet, das im dritten Jahrhundert gegen das viertägige Wechselfieber im Gebrauch war und von einem Serenus Severus eine vermehrte Auflage erhielt, die fast bis in unsere Zeiten in Anwendung kam: das Abracadabra. Zuerst stand dieses Wort, dann darunter dasselbe mit eingerücktem Anfangsbuchstaben und Weglassung des letzten Buchstabens und so fort, bis das Ganze eine gleichseitige, dreieckige Figur darstellte, mit der Basis nach oben:

A b r a c a d a b r a
a b r a c a d a b r
a b r a c a d a b
a b r a c a d a
a b r a c a d
a b r a c a
a b r a c
a b r a
a b r
a b
a

Dies wurde auf Papier geschrieben und, auf Leinewand geheftet, am Halse getragen. — Privatpersonen, Bischöfe und Kaiser hatten seit dem fünften Jahrhundert in Edessa, Jerusalem, Constantinopel und vielen anderen Orten Anstalten der Menschenliebe für die Aufnahme von Pilgern, Armen, Invaliden und Waisen gegründet;

im siebenten Jahrhundert entstand in Jerusalem ein Krankenhaus, von Handelsleuten in Amalfi gestiftet und dem heiligen Johannes Eleemon gewidmet, und im Occident folgten zuerst die Schotten diesen Beispielen, und die Hospitäler vermehrten sich in den Kreuzzügen allgemein. Die christliche Barmherzigkeit leuchtete stets in diese finsteren Zeiten blutiger Gährung und grausamer Zerwürfniß hinein. Männliche und weibliche Heilgenossenschaften der Maria und des heiligen Lazarus weiheten ihr Leben ganz der Krankenpflege. — Aber mitten in einer Fundgrube medizinischer Beobachtung und Erfahrung, wie die Krankenhäuser sie darboten, verabscheueten jene geistlichen Praktiker alles profane Wissen und alles Forschen nach natürlichen Krankheitsursachen und natürlichen Heilmitteln.

Immerhin war ihr Thun, so lange es von reinem Geist getrieben wurde, verehrungswürdig. Auch müssen ihre Heilerfolge nicht zu gering veranschlagt werden. Aus ihrer wahrhaftigen Seele strömte ihr Glaube wie ein Balsam auf die in Andacht erhaltenen, selbst gläubigen Leidenden über; sie heilten einseitig psychisch, und das ist nicht weniger unvollkommen, als die entgegengesetzte Einseitigkeit, die ihre Heilmittel nur auf den Körper richtet, während die tägliche Erfahrung lehrt, welche Macht oft ein einziger Blick, eine Bewegung, der Ton der Stimme, ein Wort des Arztes über die körperlichen Zustände empfänglicher Kranken auszuüben vermag.

Allein so geneigt wir auch sind, das Treffliche in der christlichen Praxis anzuerkennen, so dürfen wir doch auch nicht unterlassen, sie in ihrer gänzlichen Entartung zu zeigen, wie sie aller Orten, wo sie sich in Unschuld entwickelt hatte, allmälig in das Fichte'sche Stadium „der vollendeten Sündhaftigkeit gerathen ist.

Im Orient, wo man längst schon zu der kirchlichen auch die natürliche Praxis einigermaßen gemischt hatte, trieben die Aerzte im neunten und zehnten Jahrhundert mit ihren Patienten ein Spiel der gröbsten Charlatanerie und des frechsten Betrugs.

Einer der ausgezeichnetesten arabischen ärztlichen Schriftsteller, der in der zweiten Hälfte des neunten, bis in das dritte Dezennium des zehnten Jahrhunderts gelebt hat, Rhazes, sagt nach der Uebersetzung des englischen Leibarztes John Freind darüber Folgendes:

„Es giebt so viele jener kleinen Betrügereien, mit

welchen die Charlatane oder vorgeblichen Aerzte die leichtgläubigen Menschen berücken, daß ein ganzes Buch, wenn ich ein solches besonders zu schreiben beabsichtigte, sie nicht alle zu fassen vermöchte. Aber nichts gleicht ihrer Unverschämtheit und ihrer Frechheit, wenn nicht die verbrecherische Sicherheit, mit der sie die Leute quälen und ihnen in den letzten Lebensstunden, ohne irgend einen Anschein von verständigem Grunde, grausame Schmerzen verursachen. Bald rühmen sie sich, die Epilepsie heilen zu können, und machen zu dem Behufe am Hinterkopfe eine Oeffnung in Kreuzesform, dann geben sie vor, aus der Wunde Etwas herausgenommen zu haben, das sie in der Hand verborgen hatten. Andere behaupten, sie können ihren Kranken Schlangen oder Eidechsen aus der Nase ziehen, in welcher sie zu dem Ende die Spitze eines eisernen Instruments so lange herumdrehen, bis die Theile verwundet sind und bluten, worauf sie dann eine Art kleinen Thiers, das sie vorher aus Lebersubstanz selbst gefertigt hatten, heraus zu ziehen scheinen, u. s. w. — Andere giebt es, die sich rühmen, die zuweilen auf den Augen entstehenden kleinen weißen Flecken hinwegnehmen zu können, aber, ehe sie ihr Instrument in das Auge einführen, geschickt ein kleines Stückchen Abschabsel von sehr weißer Leinwand unterschieben, das sie nun, indem sie es mit ihrem Instrument entfernen, für den kleinen weißen Augenflecken ausgeben. Andere saugen Wasser aus den Ohren; was aber thun sie? Sie haben ein mit Wasser gefülltes Röhrchen im Munde, lassen das Wasser aus der einen Oeffnung in's Ohr laufen, ziehen es durch die andere wieder auf und werfen es dann vor der Gesellschaft wieder aus, als hätten sie es aus dem Ohr gezogen. In gleicher Weise ziehen Andere Würmer hervor, welche vorgeblich im Ohre oder an der Wurzel der Zähne entstanden sein sollen. Andere holen Frösche unter der Zunge hervor, wo sie einen Einschnitt machen, in welchen sie eins der kleinsten jener Thiere einbringen und dann leicht wieder herausziehen. Was soll ich mehr sagen? Diese Marktschreier bringen selbst Knochen in die Wunden und Geschwüre, lassen sie eine Zeit lang darin und entfernen sie dann, als wären sie von selbst dahin gekommen."
So theilt Rhazes noch mehrere ähnliche ärztliche Betrügereien mit, um seine Zeitgenossen vor ihnen zu warnen.

„Diese letztere Beschreibung“, fügt der Uebersetzer hinzu, „die uns Rhazes von den Charlatanen seines Jahrhunderts giebt, läßt uns klar sehen, daß solche Art Leute nicht erst heute im Schwunge sind; er hat diese Betrüger mit so lebendigen und naturgetreuen Farben gemalt, daß er, wenn er in unserer Zeit gelebt hätte, viele Ebenbilder der Originale, die er abgezeichnet, ja solche würde haben sehen können, die nöthigenfalls zu Urbildern geeignet gewesen wären.“ — Freind schrieb zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. —

Zur Zeit des Rhazes hatte indeß die alte griechische Heilkunde, wie bei den Arabern, so auch im Abendlande, frische Schößlinge getrieben, und die Kirche selbst hatte ihnen in den Klöstern die wärmsten Pflegestätten gegeben. Der Geist der Wahrhaftigkeit war bei den Mönchen eingekehrt und hatte sie zum Studium der Alten geführt; sie hatten sich bemüht, die Kirche mit der Schule zu versöhnen, ja innig zu verbinden, und so waren schon früh auch für die Medizin Mönchsschulen entstanden. Der heilige Benedikt selbst, der Stifter des berühmten Ordens, dessen Regel ganz besonders die Beschäftigung mit gelehrten Arbeiten vorschrieb, hatte im 6. Jahrhundert das Kloster Monte Cassino, am Fuße der Appenninen, auf den Trümmern eines Apollotempels gegründet und den Mitgliedern des Convents zur Pflicht gemacht, Kranke zu pflegen und sie durch Gebet und christliche Beschwörungen zu heilen. Aber die Mönche erfüllten neben diesem Berufe der christlichen Liebe auch die andere Ordenspflicht, welche sie zur Bekanntschaft mit Plato, Aristoteles, mit Galen führte, und gelangten hierdurch zu profanen Kenntnissen auch in der Heilkunst. Nach den Vorschriften ihres Ordens sollten sie sich des öffentlichen Lehrens und Disputirens enthalten, allein der Baum des Erkenntnisses hat bekanntlich die Eigenschaft, daß seine Früchte mehr zum Genuß verlocken, wenn er verboten ist. Sie pflückten diese Frucht, aber wir werden sehen, daß auch sie das Paradies verloren, in welchem dauernd zu leben dem Menschen versagt ist. Bald wurden die Mönche allerdings schriftliche und mündliche Lehrer der Medizin und erwarben sich als solche so großen Ruf, daß seit dem neunten Jahrhundert viele auswärtige Mönche nach Monte Cassino kamen, um da zu studiren. Im eilften Jahrhun-

dert, als Constantin von Afrika in das Kloster gekommen war, der ihnen die aus dem Hippokrates entsprungenen Schriften der Araber brachte, erschloß sich ihnen auch mehr die altgriechische Medizin. Allein sie unterstützten nur mit dieser ihre religiös-mystischen Heilwunder. Aus allen Gegenden kamen Kranke nach Monte Cassino. Papst Victor III., früher unter dem Namen Desiderius Abt des Klosters, ein auch in der Heilkunde erfahrener Gelehrter, hat vier Bücher über jene Wunderkuren hinterlassen. Sollen wir über den Charakter dieser Praxis, wie sie sich im Laufe der Zeit darstellt, ein Urtheil fällen, so können wir nicht umhin, ihn in der berühmten Kur Kaisers Heinrich des Zweiten (des Baiers) der Lügenhaftigkeit für sehr verdächtig zu halten. — Der Kaiser war nämlich wegen Steinbeschwerden nach Monte Cassino gekommen und für einen so hochvornehmen Patienten geschah ein Wunder, das uns an die Betrügereien im Orient erinnert, die oben noch Rhazes mitgetheilt worden sind. Während eines Traumes wurde der Kaiser vom heiligen Benedict selbst operirt, und als er erwachte, fand er nicht nur den Stein in seiner Hand, sondern auch — die Operationswunde geheilt! —

Ein siegreicher Nebenbuhler dieses Klosters war das zu Salerno. Schon daß dieses letztere nicht, wie jenes, auf einem heidnischen Tempelgrunde stand, sondern vielmehr auf der Ruhestätte der Gebeine dreier heiliger Märtyrinnen, Thekla, Archelais und Susanna, und zweier heiliger Benectiner-Aebte, Berengar und Wirnton, gab ihm zunächst einen Vorzug bei dem Volke. Dann war seine herrliche Lage in einer so fruchtbaren, gesunden, quellenreichen und schönen Gegend, an einem Busen des tyrrhenischen Meeres, lockend und wohlthätig für Kranke. Seiner theologischen Richtung endlich hatte sich schon früh eine tolerante Gelehrsamkeit zugesellt, die es zur wahren medizinischen Hochschule machte, in welcher im zehnten Jahrhundert selbst Juden, Muhamedaner und Griechen lehrten, jeder für seine Landsleute in deren Muttersprache. Die Benedictiner erhöheten den Ruhm Salerno's, das den Beinamen civitas Hippocratica führte. Nichtsdestoweniger stützte sich auch dort die Praxis hauptsächlich auf kirchliche Wunder, die besonders während der Kreuzzüge den Zulauf vermehrten. — Im zehnten Jahrhundert bereicherte die Krankenanstalt ihren Reliquienschatz durch die Ueberreste ihres Schutzpatrons, des

heiligen Mathaeus, und im zwölften Jahrhundert lud das Kloster den berühmten Wunderthäter St. Bernhard, Abt zu Clairvaux, zu sich ein, um die Unheilbaren wieder herzustellen.

— Jeder Organismus giebt ein Zeichen seiner inneren Hinfälligkeit, wenn er von Zeit zu Zeit immer stärkerer Lebensreize bedarf. War zu jener Zeit etwa die Empfänglichkeit des Volks für die Mittel der Kirche vermindert? Oder war die Heilkraft des großen Reliquienschatzes, den Salerno besaß, etwa, wie die Wirksamkeit von Kräutern, Blumen und Wurzeln in der Apotheke, durch das Alter verloren gegangen, daß die salernitanischen Aerzte neuer Reliquien und neuer Heiligen bedurften?

Die Macht des Glaubens — ob an einer heiligen Reliquie, oder an einem homöopathischen Tropfen haftend — veraltet niemals; sie versagt nur den Erfolg durch die Schuld derer, die das Mittel darreichen. — Das nur kann Petrarca meinen, wenn er sagt:

fuisse Salerni medicinae fontem fama est, sed nihil est, quod non senio exarescat.

Die salernitanischen Praktiker waren, wie ihre Schriften zeigen, aus begeisterten Dienern der Menschenliebe zu eigennützigen und bewußten Gauklern herabgesunken.

In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts schrieb ihr Vorsteher Nicolaus ein Buch voll Empfehlungen abgeschmackter Geheimmittel, unter Benennungen, welche nur auf Verlockung der Menge berechnet sein konnten. So z. B. Electuarium Ducis, welche Latwerge der Abt des Klosters für Herzog Robert zubereitet habe; oder priesterliches Salz (Sal sacerdotale), das zur Zeit des Propheten Elias die Priester eingenommen hätten; oder ein Mittel, das der heilige Paulus gebraucht habe. Ein anderer Lehrer aus diesem Kloster empfiehlt Nonnen und Wittwen ein Mittel, das durch seine enorme Schamlosigkeit offenbart, wie tief diese Praktiker sittlich verderbt waren:

„Digitum sibi imponere, ut ex motu et titillatione possint spermatizare?“

König Roger II., dem nichts verhaßter war, als die Lüge, stellte alle Aerzte unter polizeiliche Aufsicht, um, wie sein Gesetz ausspricht, „seine Unterthanen vor den Betrügereien der Quacksalber zu bewah-

ren". Sein Enkel aber, Friedrich II., versuchte, das Uebel mit der Wurzel auszurotten, indem er die Schule zu Salerno obrigkeitlich organisirte. Seine musterhafte Medizinal-Ordnung regelte das medizinische Studium, setzte eine Behörde zur Prüfung der Aerzte, Wundärzte, Apotheker ein und gab eine Gebührentaxe. — Das Gesetz, das in alle Einzelnheiten genau eingeht und im Verhältniß zu dem Zeitalter bis jetzt noch nicht übertroffen ist, hatte augenscheinlich den Zweck, wahres medizinisches Wissen an die Stelle des Aberglaubens zu setzen, den gauklerischen Praktikern aber einen straffen Zügel anzulegen. — Allein Männer, wie dieser Hohenstaufe und dessen späterer königlicher Namensvetter, erhellen wohl die sie umgebende Finsterniß und leuchten in Jahrhunderte hinein, aber sie können ihre geistig und sittlich widerstrebende Zeit nicht, wie sie möchten, an die eigene Höhe fesseln.

Friedrich gelang es allerdings, die Schule zu Salerno zu einem Ansehen zu erheben, wie es nur wenige medizinische Lehranstalten des Alterthums gehabt hatten. In ihr wurde zuerst die Wissenschaft selbstständig und auch von der Kirche unabhängig bearbeitet; einige Schriften ihrer Lehrer zeigen außerdem sprachliche Veredelung und Sorgfalt, wie z. B. die berühmte in leoninischen Versen geschriebene Diätetik (Regimen sanitatis), aus welcher hier eine Probe verständigen Raths:

Si tibi deficiant medici, medici tibi fiant
Haec tria, mens hilaris, requies, moderata diaeta.

Nichts aber vermochte Friedrichs mächtiger Wille über die sittliche Schlechtigkeit der Praktiker und der Praxis, dieses ewigen Doppelwesens von Treue und Falschheit. Sie scheint ein unveränderliches, gleichsam naturgeschichtliches Geschöpf zu sein, das in derselben Sonne auf der einen Seite sich läutert und verklärt und auf der andern das ekele Gewürm des Gewerbes und Erwerbes ausbrütet: „der Geist, der das Böse will und doch das Gute schafft", putzt seinen Markt, wenn die Fahne des Aberglaubens nicht mehr genügend verlockt, auch mit der der Wissenschaft; dasselbe Geschäft bekommt ein neues Schild! —

Immer mehr mischt sich jetzt in die theologische und theurgische Praxis eine Art von Wissenschaftlichkeit. Auf den Grund der Lehren Galens und der scholastischen Spitzfindigkeiten und Haarspalterei wer-

den Theoreme gebaut, Dogmen aufgestellt und neue aus dem mißverstandenen Platonismus auf die Medizin übertragenen Kunstwörter erdacht, ein Feld unfruchtbarer Streitigkeiten, durch welche, wie man meinte, oder nur vorgab, ganz neue Dinge zu finden wären.

Man disputirte z. B. darüber, ob die von den Hippokratikern gegen Fieber empfohlene Gerstenbrühe nützlich sein könne, da diese doch eine „Substanz", jenes aber nur ein „Accidens" sei. —

Eine griechische Schrift des Mönchs Mercurius brachte in der That etwas ganz Neues, nämlich die Pulslehre der Chinesen, dieser urgrauen Gaukelpraktiker. — Was in der Vorzeit die äskulapischen Orakel den Leidenden verkündeten, die Gefahr und die Hoffnung, das erforschten jetzt die Aerzte, die das Geheimniß verstanden, aus dem Pulse, der zugleich auch den Sitz der Krankheit offenbarte. Er mußte mit vier Fingern befühlt werden. Der Zeigefinger entdeckte die Krankheiten des Kopfes, der Mittelfinger die der Nieren, der dritte die Zufälle der Brust und der kleine Finger die Krankheiten der unteren Gliedmaßen. Dazu gehörte aber auch eine genaue Kenntniß von der Bedeutung der Zahl, der Ordnung der Fülle, der Stärke, der Härte der Pulsschläge, — Subtilitäten deren Wichtigkeit auch die heutige Praxis anerkennt, und deren Würdigung auch uns noch bei der Ausübung einen komischen Geheimnißschein verleiht.

Man prophezeihete ferner aus dem Inhalte jener Gläser, die noch heutigen Tages Bauern zuweilen zu dem Arzte tragen, daß er sie beschaue und sage, was dem abwesenden Kranken fehle. Dieses Hülfsmittel zur Erkenntniß des Charakters und des Verlaufs der Krankheiten hatten schon die Altmeister der medizinischen Beobachtungskunst, Hippokrates und seine Schüler gekannt, angewendet und kennen gelehrt. Jetzt aber bauete man ein kleines System von Charlatanerie und Selbsttäuschung darauf, das noch im achtzehnten Jahrhundert seinen Mann nährte!

Auch die Collegen aus der Urzeit: die Gestirne vernachlässigte man nicht; man zog sie — gleichsam von weither — zum Consilium, wenn entscheidende Mittel und gefährliche Operationen nöthig schienen, oder intrikate Prognosen zu stellen waren; was in den

Gestirnen geschrieben stand, deckte dem Arzt für den schlimmsten Ausgang den Rücken.

Gilbert von England, welcher versichert, daß er von abergläubigen Mitteln nicht viel halte, empfiehlt dennoch in seinem medizinischen Compendium folgendes, mit dem Safte der Consolida major zu schreibendes Amulet:

Dixit Dus crescite † uthihot † et multiplicamini †
Thabechai † et replete terram † amath †

Ein streng allöopathisches Mittel verordnet er gegen Lethargie, nämlich an das Bett des Kranken eine Sau anzubinden. — Es giebt keinen ärztlichen Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, der neben der Versunkenheit in die scholastischen Theoreme und neben einem frommen Aberglauben so viel Beobachtungstalent, so viel wissenschaftliches Streben und so viel redliche Absicht zeigte, wie Gilbert. Er sagt, er würde geneigt sein, der Behandlungsweise des Hippokrates zu folgen, wenn er nicht fürchtete, als Sonderling zu erscheinen. Noch manche Praktiker jener Zeit litten an ähnlicher Schwäche, indem sie in ihren Schriften die Anwendung des Mystizismus auf die Medizin tadelten, und doch in der Praxis sich seiner bedienten. — Solches entschuldigt z. B. der Mailänder Lanfranchi damit, daß dies nur Nachgiebigkeit gegen die Menschen sei, welche sich auf mystische Mittel verließen, und denen der Glaube helfe. Gewiß ist diese Rücksicht unverwerflich, wenn sie uneigennützig ist und im übrigen ärztlichen Handeln das nicht beeinträchtigt, was man selbst für das Wesentliche hält; außerdem war auch damals jede derartige Opposition für Niemand gefahrlos. — Allein jene Nachgiebigkeit gegen die Menschen hat nicht immer den frommen Beweggrund Lanfranchi's und ist nicht immer Charakterschwäche.

„In der Hoffnung“, sagt Zimmermann, „durch die Gunst des Pöbels Ehre und Ansehen zu erwerben, reden die Practici in allen Umständen und aus vollem Halse seine Sprache.“

Die Zeit der Männer, die kühn aus sich heraustreten und dem Schlechten die Stirn bieten, war noch nicht gekommen. — Der allgemeine Zustand der Praxis des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts muß verächtlich gewesen sein. Dies zeigt uns zunächst die Anklage, die Petrarca erhebt:

„Diese Menschen", ruft er aus, „dünken sich Geheimschreiber der Natur zu sein, wenn sie den Arabern nachbeten."

„Die Unsicherheit ihrer Kunst suchen sie durch einen Aufwand von Dialektik zu verbergen, und suchen sich hinter die Alten zu verstecken, die gewiß, wenn sie wieder aufständen, die trägen Aerzte dieses Jahrhunderts verachten und anfeinden würden.

Nur wenige giebt es unter den heutigen Aerzten, die die Ungewißheit ihrer Kunst einsehen, weil sie aufrichtig die Natur studirt haben. Diese begeben sich aus Redlichkeit ihrer Praxis, um nicht vor dem Richterstuhl ihres Gewissens als Betrüger zu erscheinen."

Nun läßt Petrach einen Arzt seiner Bekanntschaft selbst reden, welcher den Troß seiner ärztlichen Zeitgenossen mit Catonischer Strenge und Taciteischer Bitterkeit charakterisirt.

Er schreibt: „Timeo, deo res hominum spectante, impietatem hanc committere, ut credulum vulgus circumveniam capitali fraude. Cui, si notum esset, ut mihi, quam modicum, seu quam nihil aegro medicus prosit, et quam saepe multum obsit, minor et minus phaererata esset acies medicorum. — Agant sane, quando et agentium impietas et patientium credulitas tanta est, abutantur simplicitate populorum — vitam policeantur, et vitam perimant et lucrentur! — Mihi neminem fallere aut necare propositum est. Nullius malo ditior fieri velim. — Haec me causa ad alias artes, quas innocentius exercerem, transtulit." —

Solche einzelne Stimmen, besonders wenn ihnen, wie hier, eine gewisse Verbitterung anzusehen ist, dürfen allerdings dem Geschichtschreiber, und kämen sie auch von Männern, wie Petrarca, nicht zur Grundlage der Beurtheilung werden. Es giebt keinen Stand und keinen Lebensberuf, der nicht ähnliche Anfeindungen von einzelnen Personen und Kliken ungerecht erfahren hätte und täglich erführe, und vorzugsweise hat die ärztliche Zunft von jeher bittern Humor, wie heitern Spott nicht minder zu erdulden gehabt, wie ihr dennoch auch hohe Verehrung zu Theil geworden ist.

Aber zur Zeit Petrarch's stellen auch die von der obern Kirchenbehörde selbst wiederholt gemachten Anstrengungen, den Geistlichen

die ärztliche Praxis zu entziehen, ja, sie von der Verwaltung der Lazarethe auszuschließen, damit, wie es offen ausgesprochen wurde, die Kranken besser verpflegt würden — die Praktiker in das schlimmste Licht. Denn die Kirche hatte damals sicherlich das Bestreben nicht, die „Simplicitas populorum" zu vermindern. Das Concil zu Paris hatte ja die Bücher des Aristoteles verboten, und das zu Salzburg den Glauben befestigt, daß es keine andere Krankheitsursache gäbe, als die Schickung Gottes. Was hätte dieser kirchlich frommen Richtung mehr Vorschub leisten können, als die Aufrechterhaltung der ärztlichen Praxis in den Händen der Mönche? Wenn dennoch oft wiederkehrende Beschlüsse der Concilien den Mönchen verboten, Kranke zu behandeln, und das zu Wien im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts (1314) sogar die Verwaltung der Lazarethe in Laienhände bringen wollte, ausdrücklich wegen der Betrügereien der Mönche; so müssen die Anschuldigungen Petrarca's völlig gerechtfertigt erscheinen.

War es die Ohnmacht der obern Kirchengewalt ihren Untergebenen gegenüber, oder erachteten die Bischöfe es für ersprießlich, im Sinne der „höheren Moral", in der Ausführung jener Verbote nachsichtig zu sein: genug, die Mönche setzten ihre Wunderpraxis nicht nur ungestraft fort, sondern ihr Eifer, wenn er die Gläubigkeit der Menge erhöhet hatte, wurde sogar mit Canonisation belohnt. Ja dies ging bis zum Uebermaß, so daß man sich veranlaßt sah, solche himmlische Beförderungen durch regelnde Gesetze einzuschränken! —

Das Volk war zur höchsten Empfänglichkeit für die unglaublichsten Wunder erzogen und durch eine erfinderische, aber sehr unschöne Phantasie seiner geistigen Führer darin erhalten. — Abt Reichhelm zu Schönthal bei Aschaffenburg hatte, wie Plotinus, seine eigenen Dämonen, und das waren — Flöhe, die, wie er versichert, besser Latein sprachen, als die Mönche! — Die Dominikaner in Göttingen heilten die kinderlosen Weiber mit den angeblich in ihrer Kirche ruhenden Gebeinen des Thomas ab Aquino, sogleich nachdem dieser vom Papste, (Johann XXII.) heilig gesprochen war, und zogen aus dieser Praxis, die einen großen Zulauf hatte, reichen Gewinn — wie Billerbeck in seiner Geschichte Göttingens erzählt, hinzufügend, daß auch der Stadt diese frommen Wallfahrten Nutzen gebracht haben.

Neben dieser kirchlichen Täuschung ging auch ein profanes Raffinement in der Praxis einher, in welches ihre Schüler einzuweihen sogar die Professoren sich nicht scheuten. Arnaldus Willanovanus z. B., ein Schützling Clemens V. und früher Professor der Medizin in Barcelona, giebt solchen Unterricht: es komme Alles darauf an, die Leidenschaften der Menschen gehörig zu benutzen, sich ihr Vertrauen zu erwerben und ihre Einbildungskraft zu erregen, um Alles ausrichten zu können. — Unter den unzweideutig betrügerischen Lehren (Cautelen nennt er sie) würde die folgende in einem Lustspiel à la Molière nicht ohne Wirkung sein:

Man solle vorgeben, die Krankheit aus dem Urin zu erkennen; „verstehst du auch nichts von der Bedeutung desselben, so sage doch: der Kranke leide an Leberverstopfung. Sagt er: nein Herr! mir thut ja der Kopf weh! so mußt du antworten, dies komme eben aus der Leber. Ueberhaupt bediene dich des Wortes Obstruktion, weil es den Kranken unverständlich ist, und viel darauf ankommt, daß deine Rede von ihnen nicht verstanden werde“.

Wollte man alle jene, in den Schriften dieser Zeit enthaltenen Praktiken und Kniffe solcher Art zusammenstellen, so ließe sich darauf ein eigener Lehrstuhl für das sogenannte ärztliche „Savoir faire“ gründen, dem vielleicht gelehrige Zuhörer nicht ganz fehlen würden. — Indeß pflegten die spätern Praktiker diesen saubern Zweig des medizinischen Studiums wohl nur noch im stillen Kämmerlein, wie manche Staatspraktiker ihren Macchiavell; seine Liebhaber scheinen, ähnlich der reinlichen Katze, ihren Unrath schell zu verscharren.

Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte die, auf dem Boden der Kirche vom Aberglauben der Völker ernährte ärztliche Praxis denselben Höhepunkt sittlicher Entartung erreicht, auf welchem sie einst stand, als ihre erste Amme — der heidnische Kultus — keine Milch mehr gab. Und so sehen wir sie in dem folgenden Jahrhundert, da die Kirche zu wanken beginnt, auch von dieser zweiten Amme vernachlässigt. — Die Autorität der Päpste, von der materiellen Uebermacht der Fürsten angetastet, wird auch von kühnen Denkern angefochten; der Glaube an die immer sich wiederholenden geistlichen Wunder wird auch im Volke erschüttert, die scholastische Philosophie

von den fortschreitenden altklassischen Studien zurückgedrängt, und die Buchdruckerkunst beginnt helle Gedanken frei zu machen und das Wissen zu verallgemeinern. Freilich war hierdurch der dicht gesäete Aberglaube, der so viele Jahrhunderte üppig gewachsen, nichts weniger als ausgerottet; noch gewährte er den Praktikern eine lange Nachlese. Aber es trat im funfzehnten Jahrhundert ihnen zufällig noch ein anderer feindlicher Umstand entgegen, welcher, so oft er erscheint, selbst auch die redlichste Kunstübung der Aerzte vor dem Publikum in Schatten stellt, — nämlich der Ausbruch großer, tödtlicher Epidemien, welche das genannte Jahrhundert besonders heimsuchten. Zuerst (1414) der Keuchhusten, der alte Leute ergriff und tödtete, dann das englische Schweißfieber mit seiner enormen und rapiden Sterblichkeit, der Skorbut und die Syphilis.

Wenn Krankheiten, die den Aerzten wohl bekannt sind, eine große Ausbreitung gleichzeitig über ganze Länderstrecken erlangen, d. h. epidemisch werden, so setzen sie, da ihr Charakter dann ein ganz neuer, bisher ungekannter wird, die scharfsinnigsten Praktiker in Verlegenheit und spotten der Kunst. „Gerade hier", bekennt der ärztliche Meister Reil, „wo Gefahr ist, und die Kunst an ihrem Orte stehen sollte, sterben die Menschen mit und ohne Aerzte, welcher Schule sie auch zugethan sein mögen!" Um desto schlimmer steht es daher um den Ruf der Heilkunst bei dem Volke, wenn Epidemien, wie die oben genannten, ausbrechen, deren Formen selbst noch ganz unbekannt sind.

Früher — noch bei der großen Pest und bei der Veitstanz-Epidemie des vierzehnten Jahrhunderts — als noch frommer Glaube bestand, konnten die Praktiker, statt ihrer eigenen Ohnmacht, die Sünden der Menschen anklagen und „die Schickung Gottes" vorschieben. Jetzt aber, da die christliche Ergebung die alte Macht nicht mehr übte, die Heilpriester selbst meist in tiefer Sünde lebten, und weder menschliche noch übersinnliche Mittel Rettung brachten: da gewann die Einsicht Raum, daß die kirchlichen Mittel unwirksam geworden seien, und daß es entweder gar keine Arzneikunst gebe, oder die dermalige nicht die rechte sei.

Die Praxis, deren eigentliches Wesen es ist, in allen Fächern den einmal gegebenen Verhältnissen die genaueste „Rechnung zu tragen", sah sich nun wieder nach einer dritten Amme um und

man erkennt in der Geschichte deutlich die Spur, auf der sie sucht: nach der Wissenschaft, — nach der Naturwissenschaft. Sie fängt an, den Weg der Beobachtung, des Versuchs und der Erfahrung einzuschlagen, ohne den Aberglauben unbenutzt zu lassen, meist auch mit wahrhaftiger Anhänglichkeit an die hergebrachte christlich-medizinische Mystik; sie gestaltet sich gleichsam zu einer superstitiosen Naturforschung. Denn sie fing an, die Kranken nach den altgriechischen Erfahrungen zu behandeln, sie suchte durch fleißige Oeffnung menschlicher Leichen neue Kenntnisse, fand neue Arzneimittel und unternahm kühne wundärztliche Operationen eigener Erfindung. Hierher gehört unter anderen die Rhinoplastik (die Kunst, verunglückte Nasen wieder herzustellen). Sie schnitten nämlich, wie Benedetti berichtet, ein Stück Fleisch aus dem Arme, so daß es noch mit einigen Fasern festhing, skarrificirten die Nasenöffnungen und brachten so das Stück, dem sie die Form der Nase gaben, darauf. Eine Operation, die man, beiläufig bemerkt, in neuerer Zeit, als man sie wieder hervorholte, anfänglich für eine neue ausgab! — Die Kirche störte solche Bestrebungen nicht. Eine Bulle Benedikts XIII. verdammte die heidnische Magie als Ketzerei. Mächtig waren jedoch Wunder, wie sie z. B. von heiligen Jungfrauen zu Halle im Hennegau und zu Kostnitz verrichtet wurden, und die Wunderkuren mit Hostien.

Die Fürsten förderten eifrig die Sterndeuterei und die Goldmacherkunst, und die Menge hing unabläſſig dem Glauben an Dämonen, Hexerei und die Wahrsagung aus den Lineamenten der Hand (Chiromantie) an. — Das war noch viel Weide für die Praktiker.

Allein der wissenschaftliche Geist gewann allmälig einen solchen Vorsprung und war für die Aerzte, die sich ihm hingaben, so ehrenbringend und materiell nützlich, daß auch die Gewinnsüchtigen unter ihnen nachstreben mußten, wenn sie sich behaupten wollten. Mögen die Beweggründe, die den Menschen auf die Bahn des Wissens führen, oft noch so unlauter sein, immer veredelt er sich an dem Ernst der Studien und an der reinen Freude, die sie bringen.

Wenn wir daher im Fortgang dieser geschichtlichen Epoche einer ungeheuern Gährung und Klärung noch das einflußvolle Walten des finstersten Aberglaubens erblicken, so tritt doch jetzt die absichtliche Täuschung, der Betrug, vor der enthusiastischen und fanatischen Ak-

tion und Reaktion mehr in den Hintergrund; die Geister, um den bekannten Ausdruck zu gebrauchen, platzen aufeinander, von einem Gott der Wahrheit entzündet.

Es steht geschichtlich fest, daß es nicht die Aerzte waren, die, wenn sie Alchemie trieben, Gold machen wollten, daß sie vielmehr darauf ausgingen, dabei ihre Kenntnisse zu erweitern und Arzneimittel zu finden.

Die Sterndeutung, an die sie glaubten, und die Melanchton so eifrig in Schutz nahm, sollte ihnen am Krankenbette die Prognose erleichtern und die für die Anwendung von Aderlässen und Purganzen geeigneten „Constellationen" zeigen.

Von der Chiromantie machten nur wenige ärztliche Praktiker Gebrauch, und in der damals geführten, äußerst heftigen Streitigkeit über Dämonen und Hexerei standen die Aerzte meist auf der Seite der Gegner, nicht immer ohne eigene Gefahr. Ja es gab einzelne, die auch die Sterndeutung für die Praxis verwarfen und sich derselben nur zum Schein bedienten, um, wie sie offen bekennen, der auch in den hohen Ständen herrschenden Volksmeinung genug zu thun. — Thomas Erastus klagt, daß es ihm am Hofe des Grafen von Henneberg nicht gestattet sei, einen Aderlaß oder eine Purganz zu verordnen, ohne erst den Kalender zu Rathe gezogen zu haben. —

Diese naturwissenschaftliche Superstition, das altehrwürdige Heiligthum, aus dessen tiefstem Innern bald die erhabene Astronomie rein hervorgehen sollte, hatte bekanntlich im sechszehnten Jahrhundert die allgemeinste Verbreitung gewonnen, die gelehrtesten Männer umstrickt und an den mächtigsten Fürsten die eifrigsten Förderer gefunden. Ein Beispiel ihres allgemeinen, großen Einflusses auf die Gemüther gewährt die astrologische Weissagung Schöffler's in Tübingen, des Lehrers Melanchton's, nach welcher 1524 eine neue Sündfluth hereinbrechen sollte. Ganz Europa gerieth in Schrecken, Karl V. selbst in die größte Unruhe. Von Wittenberg bis Toulouse war Alles in der furchtbarsten Spannung, und man traf gegen das drohende Verderben die lächerlichsten Vorkehrungen. Valentin Truttiger, Arzt in Brandenburg, verkündete aus astrologischen Gründen, im Jahre 1564 und 1566 werde eine Pest die Länder überziehen,

und als diese Prophezeihung wirklich in Erfüllung gegangen war, erlangten die astrologischen Aerzte unserer Mark ein so großes Ansehen, daß ihre Kalender, mit deren Bearbeitung sie von der Obrigkeit beauftragt waren, Jedermanns Hausbedürfniß wurden, nicht blos des Wetters wegen, sondern auch, um aus ihnen zu erfahren, wann zum Aderlassen, Schröpfen u. s. w. die rechte Zeit sei. Die Praktiker drangen mit solchen Verordnungen nicht durch, so dringend auch die Krankheit dazu aufforderte, wenn der Kalender dagegen war. — Die Ehre der Erfindung solcher Kalender gebührt übrigens einem frühern Arzte, Franz Rapaldi in Antwerpen.

Daß eine so allgemein herrschende Stimmung der Zeit vielfach als ein Werkzeug der bewußten Täuschung gemißbraucht wurde, liegt in der Natur der Praxis, deren Schmarotzer jedes nahrhafte Wohnthier ankriechen. Aber im Ganzen und Großen charakterisirt sich dieses noch so finstere Jahrhundert durch ein scharf ausgeprägtes Streben nach Wahrheit und eine so opferbereite subjektive Wahrhaftigkeit, daß wir seine Schwächen und seine Gräuel selbst mit Schonung und Nachsicht beurtheilen dürfen. Besonders verdient jene Gattung von Aberglauben, der sich auf den Einblick in die zeitliche oder ewige Zukunft bezieht, milde Rücksicht, denn sie beruhet auf einem unzerstörbarem Trieb der Menschenseele, der in der Geschichte von Jahrtausenden, von den Orakeln und den sybillinischen Büchern bis zu den Klopfgeistern unserer Zeit, seine Gewalt bewährt hat, und aus jeder wunderlichen Erscheinung in der materiellen Welt neue Nahrung zieht.

Wenn es auch die Aufgabe der Naturforschung ist, allen Wahn aufzuhellen und exakte Thatsachen an seine Stelle zu setzen, so ziemt es ihr doch nicht, eine dauernde Dunkelheit in der menschlichen Seele, eine constante psychologische Thatsache selbst, mit frivoler Lauge zu bespritzen. —

Noch zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts gab es gelehrte Aerzte von überraschender Leichtgläubigkeit, welche beweisen, wie schwer sich auch respektabele Köpfe dem Aberglauben entwanden, da sie an das Zweifeln des Forschens noch nicht gewöhnt waren. Ein Beispiel hiervon sehen wir in dem „goldenen Zahn". Ein Professor der Medizin in Helmstadt, früher Arzt in Schweidnitz, erfuhr

nämlich, es sei in der dortigen Gegend einem Knaben ein goldener Zahn gewachsen. — Ohne erst die Thatsache selbst zu untersuchen, vielmehr ihre Wahrheit voraussetzend, schrieb er sofort ein Buch unter dem Titel: de aureo dente maxillare pueri Silesii (Leipzig 1595. 8.) und setzte darin die astrologische Ursache sowohl, als auch die prophetische Bedeutung dieses Ereignisses auseinander! Das Gold dieses Zahns bedeute den Anbruch des goldenen Zeitalters. Der römische Kaiser werde die Türken aus Europa vertreiben, und da der besagte Zahn der letzte Backenzahn in der Reihe sei, werde der Kaiser das tausendjährige Reich gründen, das vor der „Zukunft Christi“ zuletzt erscheine u. s. w.! Nun entstand hierüber ein literarischer Streit, der allerdings dahin führte, daß der Betrug entdeckt wurde.

Im Allgemeinen indeß hatte in diesem Jahrhundert die Praxis die Anwendung der Naturkunde auf die Heilkunst als ihr rechtes Ziel erkannt. Aber das ewige Filtrum der Geschichte, durch das sie die Jahrhunderte durchseihet, ist nicht so dicht gewoben, daß nicht jeder Tropfen beim Fallen ein Stäubchen Irrthum, Schwachheit und Thorheit mit sich nähme, das hätte zurückbleiben sollen. — So schneidet sich in der Entwickelung der Menschheit niemals eine Epoche von der andern scharf ab, sondern immer ragen mächtige Geister der Vergangenheit mit ihrem ungeschwächten Einflusse weit in die Gegenwart hinein, und in dieser treten stets einflußreiche Individuen auf, welche vorwärts oder rückwärts einem andern Zeitalter angehören, oder doch es nützlich finden, so zu scheinen! —

Das sechzehnte Jahrhundert ist, in allen Fächern des Wissens das Zeitalter, da einzelne Männer sich und ihre Zeitgenossen von der zwingenden Autorität, wie vom Vernunftinstinkt, losreißen und dem zuwenden wollen, daß sie für Wahrheit erkannt haben. Für das Märtyrthum des Glaubens erscheint jetzt das des Wissens. Das ärztliche Fach, das angefangen hatte, den Boden des Kirchenthums allmälig zu verlassen, hing noch an einer tausendjährigen Autorität, an den Lehren Galen's und an den Ueberlieferungen der Araber fest, und die Praktiker trieben dabei auch ihr gauklerisches Wesen fort, als der eigentliche Reformator der Medizin dazwischen trat, in einer so seltsamen Persönlichkeit und in so interessanter Ursprünglichkeit,

daß die Skizze seiner Figur hier nicht fehlen darf. — Zu seiner Zeit ein Gegenstand großen Ruhms, wie des Hasses, der Verleumdung, der Verachtung, ist er während dreier Jahrhunderte fast ein arzneiwissenschaftliches und historisches Räthsel geblieben, mit dessen Lösung noch die neueste Literatur sehr viel sich beschäftigt hat. Es vereinen sich in ihm der groteske Charakter und der Cynismus, der geniale wissenschaftliche Umsturzmann und Neuschöpfer, das Musterbild eines Marktschreiers und der fromme uneigennützige Schwärmer. Er ist, so zu sagen, eine Heldengestalt, die einem ärztlichen Dichter wohl Stoff zu einer anziehenden Epopöe darböte. — Dieser absonderliche Mann ist

Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim.

Sein Taufname ist nur Philippus, sein Familienname Bombast von Hohenheim, die anderen drei Vornamen hat er sich höchst wahrscheinlich beigelegt, um die große Bedeutung seiner Person anzuzeigen, ein Pfauenschweif, mit dem er ein prunkendes Rad schlägt. Denn Aureolus wird als zärtliches Diminutivum gebraucht, Goldmännchen; Theophrastus heißt: Gottverständiger oder Ausleger Gottes, und Paracelsus: dem Celsus ähnlich, dem berühmten und unsterblichen römischen Arzte unter Tiberius.

Seine Zeitgenossen stellten es in Zweifel, ob er wirklich dem damals berühmten Geschlechte der Bombaste v. Hohenheim angehört, was jedoch durch Kirchenzeugniß festgestellt ist. Man weiß nicht, ob er auf einer Hochschule Medizin studirt hat, sondern nur, daß er in seiner Jugend ein „fahrender Schüler“ gewesen ist und, im Lande umherziehend, aus den Sternen und den Linien der Hand weissagte, Verstorbene zitirte und alchymistische Experimente zeigte. — Er selbst rühmt sich, bei verschiedenen Heeren als Feldwundarzt gedient zu haben: er habe „in Niederland, in der Romaney, in Neapolis, im Wendischen, Dänemärkischen und den niederländischen Kriegen so treffliche Summa der Febrischen aufgebracht und ob denn vierzigerlei Leibkrankheiten, so in denselben funden worden, in Gesundheit aufgericht.“ Er prahlt mit Studien auf deutschen, französischen und italienischen Universitäten, und mit Reisen in Spanien, Portugal, Preußen, Polen und Siebenbürgen, wo überall er nicht allein den Unterricht der Aerzte

genossen, sondern auch aus den Künsten der alten Weiber, der Scharfrichter, Zigeuner und Schwarzkünstler die Wunder der Natur kennen und Arzneitränke bereiten gelernt habe. — Die Gelehrsamkeit verspottend, versichert er, in zehn Jahren kein Buch in die Hand genommen zu haben; seine „Liberei" bestehe nicht aus sechs Blättern. — Achtzehn Fürsten, die durch die Methode der galenischen Aerzte verdorben gewesen, habe er geheilt. — Er sei im Besitz des Steins der Weisen, könne die bisher unheilbaren Krankheiten „aus dem Grunde" heilen, und vermittelst seines „Lebens-Elixirs" das Leben nach Willkühr verlängern. — Er sei nicht gelehrt, wie die anderen Aerzte, sondern ein geborner Arzt und habe seine Kenntniß unmittelbar von Gott.

Im ersten Buche seiner Schrift über die Entstehung der natürlichen Dinge, wo er von einem künstlich hervorgebrachten Menschlein (dem berühmten Homunculus) spricht, lauten, wie es fast scheint, seine Worte wie eine Satire:

„Denn aus solchen Homunculis", sagt er, „werden, so sie zu mannlichem Alter kommen, Riesenzwerglein und andere dergleichen Wunderleut, die zu einem großen Werkzeug und Instrument gebraucht werden, die großen, gewaltigen Sieg wider ihre Feinde haben und alle heimliche und verborgene Ding wissen. Denn durch Kunst überkommen sie ihr Leben, durch Kunst überkommen sie Leib, Fleisch, Bein und Blut; durch Kunst werden sie geboren: Darum so wird ihnen die Kunst eingeleibt und angeboren und dürfen es von Niemand lernen." —

Da sehen wir den Charlatan par excellence.

Wie oft haben Charlatane durch freches, dünkelvolles und Aufsehen erregendes Wesen, paradoxe Behauptungen und Kühnheit im Handeln die Menge für sich gewonnen! „Vulgus animosa miratur, et audaces in honore sunt, placidi pro inertibus habentur". Aber die Erfolge der Betrüger solcher Art, weil sie auf solchem Grunde ruhen, zerfallen für die Geschichte in Nichts. — Paracelsus dagegen erscheint, in seinem Leben und seinen vielen Schriften, in einem ganz andern Lichte. Früh schon erkannte sein, die Zeit weit überragendes Ingenium die Mängel und Unzulänglichkeiten der in den Lehren Galens und Avicenna's festgerannten ärzt-

lichen Wissenschaft, so wie die Schlechtigkeit der Praktiker. Er fühlte sich berufen, jene in die Bahn der selbstständigen Forschung zurück zu bringen, die sie mit Hippokrates betreten hatte, und die unsittliche und lügenhafte Praxis nackt aufzudecken. Mit Hülfe der Chemie und Botanik hatte er neue Heilmittel gefunden und deren unzweifelhafte Wirkungen am Krankenbette erprobt. Durch solche Entdeckungen und so vielfache glückliche Erfolge, von einem allerdings dünkelhaften Selbstbewußtsein erfüllt, begnügte sich sein thatkräftiger Charakter nicht damit — wie die Stubendenker — die Verirrungen seiner Genossen und ihre falsche Gelehrsamkeit still zu verachten, oder theoretisch zu bekämpfen; mit einer fast fanatischen Begeisterung vielmehr ging er darauf aus, das Schlechte der Arzneikunst seiner Zeit durch die That auszurotten und seinen neuen Lehren die weiteste Ausbreitung und allgemeine Geltung zu verschaffen. Demnach beruhte sein Dünkel und seine prahlerische Sprache auf einer, wenn auch leidenschaftlichen, doch reellen und berechtigenden Grundlage, und seine energische Rebellion gegen das verderbte Hergebrachte, auf der allen reformatischen Geistern eigenthümlichen, heftigen Begierde, ihren Neuschöpfungen, in denen sie das Heil der Welt erblicken, die Herrschaft zu erobern. — In einem Alter von drei und dreißig Jahren erhielt er einen Ruf als Professor der Physik und Chirurgie nach Basel, einer der angesehensten der damaligen Hochschulen. Sein erstes Auftreten dort charakterisirt den Mann.

Er begann seine Vorlesungen, ganz gegen allen bisherigen Brauch, in deutscher Sprache, der er oft Latein beimischte, und — verbrannte vorweg die Schriften Galen's und Avicenna's in seinem Lehrsaale öffentlich.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß seine Vorträge wie seine Schriften von kecker Prahlerei und schonungsloser Verkleinerung der anderen Aerzte angefüllt waren. Er nannte sich den Archaeus (den ärztlichen Genius) Deutschlands; „seine Schuhrinken“ — das waren seine Worte — „wüßten mehr als Arvicenna und Galen;“ „alle hohe Schulen haben nicht so viel erfahren, wie sein Bart und sein Gauchhaar im Genick, er sei gelehrter wie alle Skribenten“. — „Ich bezeug mit Gott“, schrieb er, „daß ich nit leug — obs schon der Natur unmöglich scheint —, daß keiner jetzt noch gewesen ist, noch

sein wird, der die Natur so tief ersucht hat". — Dem Galen und seinen Anhängern ruft er zu: Ihr mir nach, nicht ich Euch! Eurer wird keiner im hintersten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde — —; Ich werde Monarcha sein! — Das ist, selbst in dem derben Geschmack jener Zeit, allzu cynisch. Aber aus diesem rauhen und schroffen Fels sprudelt und flammt die Begeisterung für die Wahrheit seiner Lehre um so heftiger, je stärker ihr seine natürlich erboßten Collegen Widerstand leisten und je unedeler sie ihre Feindschaft an ihm bethätigten.

Wenn er seine besondere Begabung unmittelbar von Gott ableitet, wenn er von dem „innern Licht" redet, „durch welches wir alle Weisheit und alle medizinische Gelehrsamkeit empfangen, und welches der heilige Geist in uns entzündet, ohne unser Zuthun", und wenn er sagt, der heilige Geist „offenbare seiner Schüler Weisheit und Verstand durch ihre Werke, also, daß die viehische Vernunft sich in solchem verwundern und erbidmen" müsse; — wenn er endlich seine alchymistischen und botanischen Anschauungen und Vorstellungen in theosophische Formen kleidet; so ist dies doch keinesweges der bekannte andere Mysticismus, der wohl dieselbe Sprache führt, aber — die Werke der Forschung verdammt. — Paracelsus lehrt vielmehr, der Arzt solle seine Kunst auf die Naturforschung gründen, da er nach dem Reiche Gottes trachten müsse, zu welchem auch die Natur gehöre. Theurgische Ceremonien erklärt er für den Ausdruck eines Mangels an Glauben; die Goldmacher (Alchymisten) schimpft er bei jeder Gelegenheit „Sudelköche", durch deren „Suppen die besten Arcana verloren gehen". — Mit prophetischer Zuversicht sieht er in die Zukunft der Naturkunde, indem er sagt:

„ehe die Welt untergeht, müssen noch viele Künste, die man sonst der Wirkung des Teufels zuschrieb, offenbar werden, und man werde alsdann einsehen, daß die meisten dieser Wirkungen von natürlichen Kräften abhängen".

Im Triumphe seiner Seele ruft er aus:

„Meine Theorie wird in dem Jahre 58 anfangen zu grünen" und „mit unglaublichen Zeichen und Wunderthaten beweisen, daß auch die Handwerksleut und der gemeine Pöffel sie verstehen können".

Wo überall er seine Kollegen lästert, hat er nur die wirklichen Mängel der galenischen Arzneikunst und das praktische Unvermögen, wie das täuschungsvolle Treiben der Mehrzahl der Aerzte im Auge. Er wisse wohl, sagt er, daß es kenntnißreiche und heilmeisterliche Aerzte neben ihm gebe, auf die er seine scharfen Ausfälle nicht richte. Er verläumdet Niemand, obgleich selbst von Verläumdung verfolgt; er geißelt nur die Unwissenheit und den ärztlichen Betrug:

„Da besehet Ihr den blauen Himmel und lüget und trüget, daß Ihr selbst müsset Zeugniß geben, daß der meiste Theil nichts ist, denn Ratherei und Gedünken und Wähnen und keine Kunst!"

Er tadelt spottend die langen Rezepte:

„Nun schauet, wenn man Eure Herbarios lieset, so schreibet Ihr selbst einem Kraute allein über die funfzig, auch hundert Tugenden an; aber im Rezeptmachen hat ein Rezept oft vierzig bis funfzig Simplicia in sich wider eine Krankheit!"

Er findet es lieblos, wenn der Arzt eine Krankheit schlechthin für unheilbar erklärt:

„Willst Du Deinen Nächsten lieben, so mußt Du dem Kranken nicht sagen: Dir ist nicht zu helfen, sondern: ich kann es nicht und verstehe es nicht."

Eben so eindringlich spricht er von den geistigen und sittlichen Fehlern der Apotheker, und selbst die geistlichen Aerzte reizt er mit scharfem, cynischem Stachel, so daß er sich, weil er die Schlechtesten trifft, Hasser und Rächer schafft und dadurch beständig wie in einer peitschenden Brandung der feindlichsten Gegenangriffe lebt, gegen die er rundum tapfer ankämpft. — Charakteristisch ist in dieser Beziehung folgende Vertheidigung:

„Ihr habt mir viel verargt und übel ausgelegt meinen geringen Reichthum und schlechte Kleidung, so ich gehabt und getragen: Hätte ich mir alle meine Sachen so wohl bezahlen lassen und dem Gelde gelockt und gericht, und meines Seckels Nutzen mehr denn der Kranken Nutzen betrachtet, wollte reicher sein, denn Eurer keiner. Ursach? ich habe ein viel beständigeres Gut, als Ihr, nämlich: die Kunst ist mein Gut und bestes Reichthum."

Doch wir haben uns bei der Besprechung dieses seltsamen Mannes verhältnißmäßig zu lange aufgehalten. Aber den Verfasser dünkt, Jeder, und besonders der Freund der Naturwissenschaften, müsse diese dramatische Gestalt gern anschauen.

Sein Ende war tragisch und doch nicht ganz ohne Humor: Seine Collegen haben ihm direkt den Hals gebrochen. Bei einem gemeinschaftlichen Gastmahle mit ihm zu Salzburg haben sie ihn durch ihre Knechte und Banditen zum Fenster hinaus geworfen.

Sie hatten also den Leib getödtet, doch die Aussaat seines Geistes in zahlreichen, meist deutschen Schriften konnten sie nicht vernichten, wenngleich der Haß der Zunft ihm in's Grab folgte, als seine Lehren viele Anhänger fanden, und seine böse Zunge in einzelnen seiner hinterlassenen Werke fortfuhr, sie laut anzuklagen. — Sogar die Leipziger Fakultät gab sich Mühe, den Druck seiner Schrift: Von den Imposturen (Betrügereien) der Aerzte, zu verhindern, und fast hundert Jahre später noch klagt Guido Patin in einem Briefe an den berühmten Anatomen Bartholin darüber, daß die Genfer Buchdrucker eine neue Ausgabe der Schriften „dieses zwar großen Mannes, aber sehr schlechten Hallunken" veranstalteten, der bei den unerfahrenen Marktschreiern in großem Ansehen stehe und eine ausgezeichnete Geschicklichkeit besitze, Menschen umzubringen — durch die Chemie.

Paracelsus ist der Marktstein, von dem aus die medizinische Praxis sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ansiedelt, um, allerdings erst nach Jahrhunderten, in die vierte Epoche Fichte's, in die der anhebenden Rechtfertigung einzutreten.

Seine Anerkennung als eigentlicher Reformator der Heilkunst ist freilich erst in neuester Zeit erfolgt, da noch im vorigen Jahrhundert Bombast von Hohenheim gleichbedeutend war mit Charlatan und Betrüger. — Noch der hannöversche Leibarzt Zimmermann nennt ihn einen Sternennarr und Patriarchen des Aberglaubens, da er ihn nicht näher kennt und nur dem berühmten Boerhaave nachspricht, der, auf Grund einzelner, aus dem Zusammenhang gerissener Stellen, die Werke desselben der Unwissenheit und des Wahnsinns anklagt.

— Daß die Dämmerung so lange dauerte, lag an den verlangsamenden Zuständen, welche zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts und in dem folgenden, Staat und Kirche verwirrten.

Der lebhaft hervortretende Eifer für exakteres Wissen, besonders für Astronomie, Physik und Naturlehre, erschien den Politikern der Kirche und der weltlichen Regierung als eine den Glauben und den Gehorsam untergrabende Macht und als die Ursache des hereingebrochenen Abfalles und der Empörung der Völker. In solcher Anschauung befangen, stellten sie dem Geist der Geschichte die vergängliche materielle Gewalt entgegen. Wie in einem chemischen Laboratorium saßen sie als Werkführer und prüften, reagirten, schlugen nieder, ersetzten die alten Defekte und suchten redlich das rechte Heilmittel für die kranke Gesellschaft der Zeit. Aber sie fanden es nicht, weil sie in der Ungeduld der Leidenschaft die Säure, wie die Lauge mit allzu hastiger und unsicherer Hand zutröpfelten, das Feuer am Heerde nicht zu mäßigen wußten, so das Werthvolle mit dem Schlechten zerstörten und Gewonnenes verunreinigten. — Wie wir heute die Rinderpest mit der Keule, die jedes verdächtige Haupt trifft, wirksam tilgen, so wollten sie gegen das, was sie für sittliche und geistige Pestilenz hielten, verfahren, mit der Folter, dem Schwerdt und dem brennenden Holzstoße! — Wir kennen die Schicksale der Märtyrer des Wissens: Bruno's, Varini's, Campanella's, Galilei's. — Das mußte den Fortschritt verlangsamen.

Aber die gefährlichen Gesellen: die Naturforscher und Aerzte, diese unermüdlichen Squatter, welche berufen sind, die geistigen Dikkige der Menschheit zu lichten, gleich den ersten Christen aufs Härteste verfolgt, vereinen sich, wie diese für den Glauben, zu geheimen Gemeinden für das Wissen, die sie Akademien nannten. Da spüren sie im Verborgenen harmlos den Thatsachen in der Natur nach.

Die Praktiker dagegen, deren Thun der Oeffentlichkeit angehört, und deren Tagewerk sie in stetem Umgange mit allerlei Volk festhält, gingen scheu und verstohlen neben den Neuerungen her, der „Obrigkeit gehorchend, die Gewalt über sie hatte;" das ist zu allen Zeiten eben so praktisch, wie schriftmäßig. — Doch konnten sie sich den paracelsischen Lehren furchtlos hingeben, die sich über ganz Europa verbreiten durften, weil ihre mystisch-dunkele Sprache die Politiker in ähnlicher Weise täuschte, wie in der Neuzeit die Hegelsche Philosophie. —

Und man hing dem Paracelsus bald um so allgemeiner an, weil dessen Schriften nicht blos ungeheuchelte Frömmigkeit athmeten und zugleich den forschenden Schwärmern zusagte, sondern auch, weil sie der Gaukelei gute Dienste leisteten. In der That war er auch ein besonders warmer Verehrer der Bibel gewesen, als eines, wie er wörtlich sagt, „unerschöpflichen Borns der Weisheit und der Erleuchtung;“ „Gott bleibt“, sagt eine Stelle, „in allen Dingen der oberste Skribent, der höchste unser Aller Text.“

Als man daher jetzt wieder aus dem Propheten Daniel und aus der Offenbarung Johannis neue Weissagungen schöpfte, vereinigten sich die Aerzte mit den neuen Propheten und kurirten, je nach der Neigung der Patienten, à deux mains, natürlich oder wunderlich.

In England hatte Buttler einen Wunderstein, der, in Oel getaucht und beleckt oder auf die Glieder gelegt, „die schwersten Krankheiten sehr schnell“ heilen sollte. — Ein königlicher Kammerherr und Seeheld, Kenelm Digby, verrichtete sympathetische Kuren. Sebastian Wirdig, Professor in Rostock, bewies aus Bibelsprüchen die Existenz krankmachender Geister und die Kraft der Wünschelruthen und der Wahrsagung aus den Linien der Hand.

Die Entscheidung über Irrthum und Wahrheit, auch in den Naturwissenschaften, war ja das Monopol einer kirchlich-staatlichen Richterbank, ohne deren Zustimmung kein Werk des Genies und kein Erfund der Forschung ans Licht treten durfte! Da war der Gedanke selbst gehorsam und sein öffentlicher Ausdruck feige, die Wahrhaftigkeit selbst der Denker oft zweifelhaft! — Kein früheres Jahrhundert hat eine so große Schaar von Naturforschern und Aerzten aufzuweisen, deren einziges Ziel die Wahrheit war, wie das siebzehnte, und dennoch sieht man an den Schriften derselben, und besonders an denjenigen Stellen, welche eine theologische Censur hätten herausfordern können, die reine Treue meist mit Nebel umgeben; nach Oben, zur eigenen Schutzwehr, nach Unten hin, aus Accommodation! — Selbst die Werke Bacon's von Verulam, Newton's und Cartesius sind nicht frei davon. — Wie gefährlich es damals noch sogar in Wittenberg war, nur theosophisch-ärztliche Anschauungen zu veröffentlichen, sehen wir an dem berühmten Arzte

Daniel Sennert, der, um der Anschuldigung einer Blasphemie zu entgehen, sich genöthigt sah, über seine belastenden Worte die Gutachten von acht theologischen Fakultäten einzuholen!

Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, daß auch die redlichsten Praktiker, deren jetzt eine große Zahl die Arzneikunst auf zuverlässigem Grund der Wissenschaft ausüben wollte, es mit dem Aberglauben der Zeit nicht zu verderben wagten? Sehr bezeichnend in dieser Beziehung sind die Worte eines in seiner Wahrhaftigkeit unerschütterlichen Helden der Naturwissenschaft: Keppler's. Er, der nicht fürchtete auszusprechen, daß die damalige Abgöttin der Gewalthaber, die Astrologie, die Zeit nicht werth sei, die man darauf wende, der nicht anstand, dem Kaiser, seinem unmittelbaren Herrn und Ernährer, den Wunsch zu versagen, ihm aus den Sternen die Zukunft zu verkünden, indem er äußerte, er würde sich dadurch als Philosoph und Astronom beschimpfen, der endlich, als er dem gewaltigen Wallenstein in Sagan als Astronom beigegeben war, demselben nicht als Astrolog dienen wollte, was ihn gleichwohl aus seiner äußerst dürftigen Lage hätte ziehen können; Keppler giebt in seiner deutschen Schrift: „Tertius interveniens“ „etlichen Theologis, Medicis und Philosophis“ dennoch den Rath: der Astrologie aus Klugheit zu huldigen. „Es ist wohl“, sagt er, „diese Astrologie ein närrisches Töchterlein, aber, lieber Gott, wo wollt' ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomia, bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte? Ist doch die Welt noch viel närrischer, und so närrisch, daß derohalben, zu ihrer selbst Frommen, diese verständige Mutter, die Astronomia, durch der Tochter Narrenteidung, weil sie zumal auch einen Spiegel hat, nur eingeschwatzt und eingelogen werden muß. Auch sind sonsten der Mathematicorum Salaria so seltsam und gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leiden müßte, wenn die Tochter nichts erwürbe.“

Solche und ähnliche Erwägungen haben sich stets auch in die reinsten Motive der ärztlichen Praxis gemischt und ihre Wahrhaftigkeit getrübt. Man kann hier anwenden, was Lichtenberg in anderm Sinne sagt: die Praxis muß, wenn sie der Menge schmecken soll, nothwendig etwas vom Haut goût des Aberglaubens haben. Lichtenberg will sogar, daß der Hang des Menschen zum Mystischen genutzt

werde. Sage man einfach: halte deine Zähne rein und spüle dir den Mund alle Tage aus, so werde dies nicht so leicht befolgt, als wenn man sage: nimm die beiden Mittelfinger dazu, und zwar über Kreuz. — Zuweilen ist gewiß eine kluge Rücksicht auf die untilgbaren Schwächen und Irrthümer der Menschen von großem Werth für sie selbst, ein pädagogisches Gewährenlassen, ein Stückchen Irrenheilkunst; aber die Praktiker gehen nicht selten weit über diese feine Grenzlinie der bewußten Täuschung hinaus, und aus unlautern Beweggründen!

Ein grelles Beispiel hiervon aus dem siebzehnten Jahrhundert dürfte nicht ohne Interesse sein. Als nämlich die Holländer kürzlich den Thee als Handelsartikel aus China heimgebracht hatten, dienten ihnen holländische Aerzte von Ruf dazu, die bis heute noch immer gewinnreiche Thee-Theorie auszubreiten, nach welcher dieses Getränk zur Verdünnung des Bluts und für die Erhaltung der Gesundheit unentbehrlich hingestellt wird. Mehrere dieser Aerzte, an den Brandenburgischen Hof berufen, verpflanzten jene Lehre nach Deutschland. Zuerst der Dr. van Craanen, dann van Bontekoe (der eigentlich Decker hieß). Der letztere leistete neben dem Thee- auch dem Tabakhandel seiner Landsleute bedeutenden Vorschub. Er schrieb ein Buch über die Kunst, das Leben zu verlängern, worin er die vornehmsten holländischen Handelsartikel patriotisch bedenkt. Der wesentliche Inbegriff seiner Kunst ist in seinen folgenden Worten enthalten: „Rauche unaufhörlich Tabak, trinke beständig Thee, oder im Nothfalle Kaffee und bediene dich des Opiums, so oft dir etwas fehlt.“ Er wendet sich sogar an die Frauen: sie sollten billig ihre Männer dazu ermahnen, ihre Pfeife nie aus dem Munde zu nehmen und beständig die Thee-Maschine auf dem Tische stehen zu haben. Der Thee sei das beste, ja das einzige Mittel, durch das man die Verdickung des Bluts — die Ursache aller Krankheiten — und die Säure im Magen heben könne, da er ein feines, öliges flüchtiges Salz und subtile Geister enthielt, die mit den thierischen Geistern verwandt seien: der Thee, sagt er ferner, stärke das Gedächtniß und die Seelenkräfte und sei daher für die Erziehung unentbehrlich. Gegen das Fieber gebe es kein besseres Mittel, als den „Morast aus dem Pankreas“ mit 40 bis 50 Tassen

Thee, hinter einander getrunken, wegzuspülen. — Haben sich in diesem Falle Praktiker zu verächtlichen Werkzeugen der Kaufleute hergegeben, um einer Waare großen Verbrauch zu verschaffen, so sehen wir fast zu derselben Zeit in London eine Verschwörung der Aerzte gegen einen theuern Handelsartikel und eines der wichtigsten Heilmittel, die wir besitzen, gegen die Chinarinde, welche jene Praktiker gerade deshalb, weil sie sich beim Wechselfieber so wirksam zeigte, aus den Apotheken schleunig zu verdrängen beschlossen, damit nicht — wie der durchaus glaubwürdige Robert Morton versichert — durch diese kurze Heilart des Fiebers ihnen eine Quelle großen Gewinnes verstopft würde! — Trotzdem würde man höchst ungerecht sein, wollte man in diesen auserlesenen Beispielen den Gesammtcharakter der medizinischen Praxis des siebzehnten Jahrhunderts bezeichnen.

Aus dem chaotisch-naturwissenschaftlichen Reformgeist des Paracelsus hervorgegangen, wurde sie wesentlich von dem exakten Geiste eines Bacon von Verulam zur Ordnung und objektiven Wahrhaftigkeit erzogen. Denn Bacon, obgleich nicht Arzt, verweist die Aerzte nicht nur auf die hippokratische Methode zurück, sondern auch auf das Studium der Naturwissenschaften hin, zu deren Pflege er den einzig richtigen Weg zeigt. Er hebt die Wichtigkeit der pathologischen und der vergleichenden Anatomie scharf hervor, warnt die Aerzte vor Hypothesen, als nichtigen Führern am Krankenbette, und macht sie auf die Fehler aufmerksam, mit welchen sie selbst der Pfuscherei und Quacksalberei Vorschub leisten.

Bemerkenswerth ist sein erst lange nach ihm in Erfüllung gegangener Wunsch, daß die natürlichen Mineralbrunnen künstlich nachgemacht werden möchten, was er von den künftigen Fortschritten der Chemie auch hoffte.

## IV. Die Wahrhaftigkeit und die Lüge in der naturwissenschaftlichen Praxis.

Aus einer solchen Erziehung nun reift die medizinische Wissenschaft im achtzehnten Jahrhundert zur Mündigkeit heran.

Von dem Drucke jedweder Autorität befreit, folgt sie gefahrlos und mit großem Erfolge ihrem einzig verläßlichen Leitsterne: den Ergebnissen der Beobachtung, des besonnenen Experiments und der möglichst exakten Forschung, mit einem Worte: der rechten Erfahrung.

Zugleich erfüllt alle Schichten der Gesellschaft der Respekt vor dem Denken und Wissen, der auch in Beispiel gebenden Fürsten seinen vollen Ausdsuck findet.

Das überall lebendig gewordene Streben nach Erkenntniß tritt uns in der großen Zahl von wissenschaftlichen Anstalten, Akademien und gelehrten Gesellschaften entgegen, welche im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in schneller Folge entstanden sind: in Halle, Berlin, Petersburg, Upsala, Bologna, Göttingen, Stockholm, Erlangen, Paris, Erfurt, Haarlem, Rotterdam, Bonn, London, Kopenhagen, Haag, Stuttgart, Wien, Philadelphia, der Schweiz.

In den Gemüthern der allerdings sehr unwissenden Masse fand der Aberglaube wenigstens keine neue, wie früher systematisch dargebotene Nahrung, und Männer wie Tissot, Osterdinger, Unzer, Zimmermann bemüheten sich, durch populäre Schriften dem Volke medizinische Aufklärung zu geben. — Nunmehr gab es auch für die ärztlichen Charlatane keinen fruchtbarern Boden, als den der Naturwunder. — Unter diesen beuteten sie vornehmlich die Entdeckungen Franklin's und Galvani's aus, den Magnetismus und die Elektrizität.

Die unwissende Menge verwundert sich über alles Ungewöhnliche und fragt auch mit lebhafter Neugierde sofort nach dessen Grund,

aber sie beruhigt sich bei der ungenügendesten Erklärung desselben. Molière stellt dies in seinem „Malade imaginaire“ witzig dar, bei dem medizinischen Examen:

Der Kandidat erhält nämlich die Aufgabe: die Ursache und den Grund anzugeben, weshalb das Opium schlafen macht; er antwortet: weil das Opium eine schlafmachende Kraft besitze, und die Examinatoren rufen: bene! bene! bene! bene! —

Einem jeden industriellen Kopfe gelang es daher leicht, eine Aufsehen erregende wissenschaftliche Thatsache in einen gewinnbringenden Kram zu verwandeln. So benutzte z. B. Pivati, ein Rechtsgelehrter in Venedig, die Elektrizität. Er füllte Glasröhren mit einem Arzneimittel, verschloß sie und setzte sie dann einem elektrischen Strome aus. Mit diesen Röhrchen heilte er, nach seiner Anpreisung, selbst entfernte Kranke. — Die Forscher, deren Grundeigenschaft es ist, nichts zu glauben, was in der Natur zum Vorschein kommt, wenn sie es nicht geprüft und bestätigt gefunden haben, aber auch nichts von vorne herein zu leugnen, untersuchen die Wirksamkeit dieser Wundergläschen, und siehe da, die Professoren Veratti in Bologna, Bianchi in Turin und Winkler in Leipzig bestätigen sie! Die Londoner Societät (Human Society) dagegen und Männer der Wissenschaft, wie Benjamin Franklin, beweisen die Täuschung.

Ein Amerikaner, Perkins, empfiehlt das Bestreichen kranker Glieder mit einem Bündel Metallnadeln und findet damit großen Beifall, besonders in England und Dänemark. Selbst die berühmten Aerzte Heurteloup in Paris und Hildebrand in Wien erkennen die Heilsamkeit des „Perkinismus“ im Gesichtsschmerze an, als eine magnetische Wirkung, bis der Engländer Haygarth die Täuschung aufdeckt. —

Wir kommen jetzt zu der „Practica multiplex“ des thierischen Magnetismus.

— Schon im siebzehnten Jahrhundert begegnet uns diese Praxis, aber noch nicht im Gewande der Wissenschaft, sondern auf dem Boden des Glaubens, fast im Geiste des Plotinus.

Der Lieutenant a. D. Greatrak, von Geburt ein Irländer, aber von einem deutschen Pastor Getseus (Götze) erzogen, von schöner, männlicher Gestalt, entdeckt in seinen Händen eine göttliche Heilkraft. „Endlich“, sagt er, „gefiel es Gott, es war am Sonntage nach

Ostern, am 2. April 1665, früh Morgens, mir zu wissen zu thun, daß er mir die Gabe, Krankheiten zu heilen, verliehen habe." Die apostolische Kraft des Handauflegens, die bisher nur auf die Könige von England und Frankreich, und zwar nur gegen Kröpfe und Skropheln, übergegangen war, hatte sich nun also in die Finger eines Lieutenants a. D. ergossen, gegen alle Krankheiten.

Er gewann, unter der Bezeichnung: Streichel-Doktor, eine Art Weltruf. Selbst Robert Boyle und Sydenham scheinen ihm Glauben geschenkt zu haben. „Boyle und Sydenham", sagt Lichtenberg, „zu den größten Männern jener Zeit und vielleicht aller Zeiten gehörend, waren redliche, friedliebende, gute Menschen. Aber das sind nicht immer die Leute, die sich der tief alliirten Thorheit zu widersetzen trauen." —

Indessen als Lieutenant Greatrak in das Alter gekommen war, da das magnetische Fluidum ins Stocken geräth, verlor sich auch seine Kundschaft. —

Erst neunzig Jahre später entdeckte Anton Mesmer in Wien, nachdem er von dem Astronomen Hell auf den metallischen Magneten, als auf ein Heilmittel [44]), aufmerksam gemacht worden war, den thierischen Magnetismus, eine dem menschlichen Körper beiwohnende magnetische Kraft, welche er durch seinen Willen hervorrufen zu können behauptete und mit deren Wirkung er Kuren unternahm, die die Welt in Staunen setzte. Das sollte kein religiöses Wunder sein, sondern ein naturwissenschaftliches Geheimniß, in dessen Besitz er sich erklärte und das er mit einem mystischen Lehrsystem umgab, dessen Nebel wir heute noch steigen und fallen sehen. — Er versäumte nichts, was seiner Lehre größere Verbreitung verschaffen konnte. Er erließ Sendschreiben an die berühmtesten Akademien, reiste durch die vorderösterreichischen Länder nach Baiern, überall durch Bestreichen mit seinen Händen oder blos durch die Richtung seiner Finger an Kranken seine Kunst zeigend; wußte die Aufmerksamkeit hoher Personen und selbst des Kurfürsten von Baiern auf sich zu ziehen, verstand es, seine Patienten wohl zu wählen und rühmte sich großer Erfolge. — Man kann nicht leugnen, daß es Menschen giebt, die

---

[44]) Schon von Paracelsus empfohlen.

vorzugsweise befähigt sind, durch Haltung, Blick, Berührung und Streicheln einen hohen Grad von psychisch-physischer Wechselwirkung mit Andern zu erregen und dadurch heilend, oder auch verderblich auf sie zu wirken. Hat Mesmer eine solche Begabung an sich wahrgenommen und als Arzt mit sichtbarem Nutzen angewendet, so muß man seinen Eifer, diese wichtige Erscheinung aller Welt zu verkünden und durch die That zu beweisen, natürlich finden, ja für sehr lobenswerth erachten. — Allein mehrere Momente in seiner Praxis machen ihn der größten Charlatanerie verdächtig, wenn sie ihn nicht sogar als großartigen Betrüger kennzeichnen.

Der thierische Magnetismus, dessen wissenschaftliche Beurtheilung eine große Literatur hat, aber nicht hierher gehört, wird im Publikum so oft besprochen, daß es nicht ohne Interesse sein kann, bei der Person seines Entdeckers und Erfinders hier noch zu verweilen.

Seine erste Kur von Bedeutung entscheidet sein Schicksal in Wien. Eine seit ihrem dritten Lebensjahr erblindete Jungfer, Paradis, als Klavir-Virtuosin damals in Oesterreich berühmt, schien besonders deshalb für einen Knalleffekt geeignet, weil sie ein Liebling Marien Theresiens war, von der sie ein Jahrgehalt von 600 Gulden hatte und der sie öfter etwas vorspielen mußte. Mesmer bot den Eltern des jungen Mädchens seine ärztlichen Dienste an, nahm dasselbe zu sich ins Haus, und nach zwanzig Tagen magnetischer Behandlung behauptet er öffentlich, daß die Blinde nun ihre Sehkraft wieder erlangt habe. Die Kaiserin, aufs Höchste erstaunt und erfreut, läßt die Thatsache durch eine besondere wissenschaftliche Kommission untersuchen, dabei ergiebt sich, daß die Paradis Umrisse und Farben der ihr vorgehaltenen Gegenstände unterscheiden kann; als aber Mesmer, der der Prüfung beiwohnte, auf entschiedenes Verlangen der Kommission das Zimmer verlassen hatte, konnte das Mädchen die Dinge nicht mehr wahrnehmen und gestand, daß sie nur sehen könne, wenn Mesmer ihr die nöthigen Zeichen gebe. — Unterm 2. Mai 1777, bald nach dieser Katastrophe, schrieb ihm der berühmte Arzt Störk, was Mesmer selbst erzählt, er solle endlich einmal dem Betruge ein Ende machen. Jetzt verließ er Wien, wie behauptet wird und wahrscheinlich ist, auf Befehl der Kaiserin, und zu Anfang des folgenden Jahres erscheint er in Paris.

Dort, wo die medizinische Fakultät zwar aus hervorragenden Männern der Wissenschaft zusammen gesetzt war, standen dennoch die praktischen Aerzte bei der gebildeten Gesellschaft in geringer Achtung. Molière's Geißel wirkte noch nach und Rousseau hatte sich über sie bitter geäußert: „On me dira, comme on fait sans cesse, que les fautes sont du médecin, mais que la médecine elle même est infaillible. — A la bonne heure: mais qu'elle vienne donc sans le médecin. Car, tant qu'ils viendront ensemble, il y aura cent fois plus à craindre des erreurs de l'artiste, qu' à espérer du secours de l'art. — Cet art mensonger, plus fait pour les maux de l'esprit que pour ceux du corps, n'est pas plus utile aux uns qu'aux autres etc. [45])". — Das war die Stimmung des Pariser Publikums gegen seine Aerzte, als Mesmer dort auftrat. — Ein neuangekommener Arzt überhaupt zieht stets eine große Zahl der für unheilbar gehaltenen Kranken und der mit ihren bisherigen Aerzten unzufriedenen Personen an sich; in weit höherem Maße aber geschieht dies, wenn der Ankömmling mit einer neuen Heilmethode oder gar mit wunderbaren Mitteln debütirt. Außerdem waren die Pariser für den Mesmerismus günstig vorbereitet. In der höhern Gesellschaft herrschte eine Heuchelei der Wissenschaftlichkeit neben religiöser und sittlicher Frivolität, und im Volke war noch zehn Jahre vorher an dem Grabe des Jansenistischen Geistlichen François de Paris ein Wunder-Fanatismus so wahnsinnig geworden, daß man den Kirchhof schließen mußte und über dessen Eingang die leichtfertigen Worte setzte:

„de par le Roi, défense à Dieu d'opérer miracle en ce lieu!"

Unlängst auch hatte Ludwig XVI. den Thron bestiegen und bei dieser Gelegenheit die sogenannten Königs-Kuren vorgenommen.

„Am 14. Juni", so hatten dies die öffentlichen Blätter angekündigt, „wird der Monarch mit großer Pracht dem Gottesdienste in der Abtei von St. Rémi beiwohnen, bei welcher Gelegenheit Se. Majestät die berühmte Kur an den Kranken vornehmen wer-

[45]) Emile, T. I. p. 36. (Deux ponts 1782.)

den, welche Geschwülste am Halse haben, die durch Berührung eines gekrönten Hauptes geheilt werden sollen und deshalb auch den Namen Königsgeschwulst oder Königsbeulen führen. Es ist die Gewohnheit, daß der König die Stirn, die Wangen und das Kinn anrührt, das Kreuz schlägt und dabei folgende Worte spricht: Gott heile Euch! der König hat Euch angerührt!"

Hinzugefügt war auch ein ärztliches Attest von Pierre Dionis (der schon 50 Jahre früher gestorben war):

„Daß das genannte Uebel, welches unter den Landleuten in Frankreich sehr gemein sei, durch eine solche Berührung ohne Schmerz geheilt werde, dahingegen die Aerzte dies nicht, ohne den Patienten wehe zu thun, heilen können".

Dies war auf das „skrophulöse Gesindel" berechnet und an den frommen Glauben gerichtet. Mesmer aber brachte ein ähnliches Geheimniß zum Markte, das, zwischen Glauben und Wissenschaft in der Mitte stehend, auch der ungläubigen „crême" der Gesellschaft anstand, welche gern die Schminke der Wissenschaft auflegte, die jetzt Mode war. — Er verstand es auch, recht bald vornehme Bekanntschaften zu machen, und durch diese dann hohe Gönner zu gewinnen, welche als Sammelbecken trüber Gewässer das Unsaubere eben so oft um sich her verbreiten, wie sie oft auch mächtige Förderer des Guten werden. — So konnte es nicht fehlen, daß er in kurzer Zeit ein allgemeiner Gegenstand der Unterhaltung und zeitvertreibender, pikanter Dispüte wurde in denjenigen Gesellschaften, wo man nichts lebhafter ergreift, als eine räthselhafte neue Erscheinung, die keine Studien erfordert und daher Jeden und Jede berechtigt, darüber zu phantasiren. — Man ließ sich den höchst merkwürdigen Mann vorstellen, fand ihn fesselnd, wenn er belehrte, und tief, wenn er geheimnißvoll schwieg, man beschwor ihn von allen Seiten, seine göttliche Begabung dem Heile der Menschheit zu widmen, und nach angemessenem, bescheidenen Zögern giebt er nach. — Die Collegen lächeln anfänglich, dann spotten sie, dann hassen, verfolgen sie den „Charlatan" in Rede und Schrift; es entsteht eine polemische Literatur über Mesmer, und — sein „Glück" ist gemacht. — Kommen wir einen Augenblick auf sein Verhalten in Wien zurück. Dort hatte der Astronom Pater Hell künstliche Magnete zum Auf-

legen auf leidende Stellen empfohlen, ohne daraus irgend einen Gewinn zu ziehen. Mesmer macht ein sehr einträgliches Gewerbe daraus, indem er metallene Herzen, ovale Ringe und Schienen, das Dutzend für sechs Species-Dukaten, verkauft und weit versendet. Dabei beruft er sich öffentlich auf den Pater Hell, als einen Augenzeugen seiner gelungenen Kuren, dieser dagegen, dessen Uneigennützigkeit keinen Zweifel gestattet, sagt in einem Schreiben an den „Hamburger Correspondenten": er sei bei den von Mesmer mit den Magneten gemachten Versuchen niemals zugegen gewesen. —

Zu Paris trieb er sein Geschäft im großen Style, jede Prüfung durch eine wissenschaftliche Kommission entschieden ablehnend, um nicht, wie er sagte, als ein Geheimnißkrämer zu erscheinen, und weil die Gelehrten unfähig seien, sein System zu beurtheilen.

In der Mitte seines Salons war der magnetische Kübel — das Baquet — aufgestellt, mit geschwefeltem Wasser halb gefüllt und bedeckt. Aus dem Deckel traten gekrümmte eiserne Stäbe excentrisch hervor, an denen ein, den Kübel umfangender Reif hing. Um den letztern saßen die Kranken im Kreise umher, mit demselben durch irgend einen Theil ihres Körpers in Berührung, die Füße auf einer Strohdecke. Sie mußten sich oft gegenseitig mit Daumen und Zeigefinger anfassen, um so eine Kette zu bilden. Der stumme Kreis wurde bisweilen durch Spiel auf einem Fortepiano unterhalten.

Mesmer sah einen ganz deutlichen Erfolg dieser Kuren, denn sie brachten ihm in kurzer Zeit 400,000 Fr. ein. — Das Bon mot eines Pariser Zeitgenossen ist nicht übel: Mesmer peut donc continuer d'être un pauvre homme, mais il ne sera jamais un homme pauvre.

Endlich verkaufte er sein Geheimniß dem Leibarzte des Grafen von Artois, Charles d'Eslon, und als dieser anfing, ihm Concurrenz zu machen, sprach er ihm öffentlich die wahre Kenntniß seiner Lehre ab, worauf d'Eslon erklärte, er habe das Geheimniß bezahlt und müsse daher entweder in dessen Besitze, oder von Mesmer betrogen worden sein.

Später lebte Mesmer unter angenommenen Namen in England und zuletzt in tiefster Verborgenheit in Mersebnrg, wo er 1815 starb.

Vornehme Leute aber verbreiteten die Anwendung des thierischen

Magnetismus in ganz Frankreich, in dessen südlichen Provinzen ein Marquis und ein Graf, Gebrüder de Puységur, zuerst die Clairvoyance damit verbanden, den magnetischen Somnambulismus.

In Deutschland wurde man erst viel später (1787) mit dieser Praxis bekannt, und deren Theorie zugleich, in redlichem Streben, zu einer Art von naturwissenschaftlichem Zweig der Arzneikunde ausgedüftelt, der sich in unserer Zeit bis zum „Od“ Reichenbach's zugespitzt zu haben scheint. —

Im Jahre 1816 noch besuchte der Verfasser als Student den pomphaften magnetischen Salon des Professors der Medizin, Geheimrath Dr. Wolfart, welcher eine lange Zeit viel Zulauf hatte und ganz in Mesmer's Weise verfuhr. Doch unter sehr schlimmen Gerüchten, deren rechter Grund nicht veröffentlicht wurde, schloß man seinen Salon, obgleich die großen Zierden der damaligen medizinischen Fakultät Berlins: Hufeland, Behrends, Horn, Rudolphi, Heim und Formey, weder gegen die Sache selbst, noch gegen die Person ihres Collegen polemisch aufgetreten waren. — Es ist jedoch von unserem Jahrhundert hier nicht die Rede. — Das vorige, das man das aufgeklärte schilt, hat bekanntlich noch in seiner Mitte eine Hexenverbrennung von „Rechtswegen“ aufzuweisen (in Würzburg 1749) und zählt unter seinen verehrungswürdigen Aerzten, z. B. Friedrich Hoffmann, de Haen u. A., noch Schriftsteller, die noch „ein Stückchen des Fadens nachschleppen“, den die Wissenschaft von dem Aberglauben der Vorzeit abgerissen hatte! —

Zu der naturwissenschaftlichen Praxis des achtzehnten Jahrhunderts gehört auch die humoristische des Pfarrers Dr. Micheli (Michel Schuppach) zu Langnau in der Schweiz. Er kurirte mit Elektrizität und daneben mit einem Branntwein. — Dieser wurde in Flaschen verkauft, auf deren Etikett geschrieben war: „Spiritus rubra. Der Stärkste ist Meister“. — In der Schweiz erzählt man von ihm folgende Anekdote: Ein reicher Bauer suchte einst seine Hülfe nach gegen sieben Teufel, die er in sich habe. Micheli sah ihn starr an und sagte: nicht sieben, sondern acht! Zahlt Ihr mir für das Stück einen Louisd'or und für den achten, weil er der sperrigste ist, zwei, so sollt Ihr in acht Tagen aller Eurer Teufel los sein. Der erfreute

Bauer wars zufrieden, mußte sich auf den Isolirstuhl setzen und bekam einen so starken elektrischen Schlag, daß er mit Geschrei von dem Sitze aufsprang. „Einer ist weg", rief der Doktor. So wurden dem erstaunten Bauern, in täglich einer Sitzung, alle acht Teufel ausgetrieben, der achte, der sperrigste, mit einem doppelten Schlage, der den nun geheilten Mann zur Erde warf. Micheli vertheilte jedoch die erhaltenen neun Louisd'or unter die kranken Armen seiner Gemeine. — „So lange man den Aberglauben ungehindert wirken ließ", sagt der erfahrene Osiander, „wirkte er so, wie der Glaube. Jeder Arzt muß das wissen. Hat er es nur einmal dahin gebracht, daß der Kranke glaubt, er könne und werde ihn heilen, so muß die Krankheit sehr gefährlich oder der Arzt sehr unglücklich und ungeschickt sein, wenn die Kur nicht gelingt. Den Glauben und Unglauben der Kranken zu benutzen, haben zu allen Zeiten die Charlatane besser verstanden, als die gelehrten Aerzte."

Zur Charakteristik der Praktiker des achtzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen seien hier noch die eigenen Worte zweier anerkannt respektabeler Zeugen angeführt, von welchen der eine in den Anfang des achtzehnten, der andere in den des neunzehnten Jahrhunderts hineinragt, jener Professor der Medizin in Königsberg, und dieser in derselben Eigenschaft, aber in viel umfangreicherer Wirksamkeit, in Berlin lebte: Joh. Jac. Woyt's und Christoph Wilh. Hufeland's.

Nachdem Woyt die „vornehmsten Tugenden und Eigenschaften eines wahren Medici" angegeben hat, sagt er Folgendes in dem Style seiner Zeit:

„Wenn man mit Diogenis Laterne am hellen Tage die vornehmsten Städte, und sonderlich unser Königsberg, durchwandert, so wird man solcher zwar wenig begegnen, aber eine Menge dergleichen Aerzte finden, an denen nicht eine von den angeführten Qualitäten, geschweige denn alle zu finden; und doch wollen solche medizinische Maulaffen Herr Doktor titulirt sein. Aber wo promovirt? Auf der Esel- und Schweine-Akademie, unter dem Dekanat der Göttin Stultitiae und Ignorantiae. Vielmehr werden sie mit folgenden und mehr Lastern, welche ein wahrer Medicus höchst zu meiden und sich davor stets zu hüten hat, bis

in den Scheitel ihres Ochsenkopfs angefüllt sein; als 1. Geiz, denn Alles ist auf Geldschneiden angesehen; 2. Plauderei und Verwaschenheit; 3. Weiberei; 4. Sauf- und Gesellschaftsliebe; 5. Verwegenheit und 6. endlich Bosheit und Betrug." —

Hufeland aber klagt am Schlusse seiner unvergleichlich würdigen, mehr als funfzigjährigen ärztlichen Laufbahn in seiner letzten Schrift: daß bei Vielen die medizinische Kunst nichts sei, als eine bloße Spekulation, ein Mittel, Glück zu machen, Geld, Ehre zu erjagen, höchstens bei Bessern Naturforschung. — Naturforschung nämlich, welche gewiß keiner mehr als Hufeland für die einzig sichere Grundlage der medizinischen Wissenschaft erkannte, hatte schon damals angefangen, bei Manchen auch das eigentliche Ziel der Praxis: das Heilen, fast zur Nebensache herabzusetzen und dem Leichenbefund, der die gestellte Diagnose bestätigte, höhern Werth zu geben, als der Genesung des Patienten; — Hufeland vermißte bei Besseren sogar, was er „die Religion des Arztes" nannte: die tiefere Humanität. —

Mit dem neunzehnten Jahrhundert steigern sich immer mehr die Anforderungen der redlichen Praktiker an die medizinische Wissenschaft; es entwickelt sich der Wissensdurst eines „Faust" in allen Gebieten, mit dem heilbringenden Skeptizismus, wie mit dem mephistophelischen Nihilismus. — Die Einen, die in dem rasch anwachsenden Schatz exakter naturwissenschaftlicher Thatsachen den Faden sich spinnen sehen, der aus der empirischen Unklarheit der medizinischen Kunst ins hellere Licht leiten soll, vergessen, daß Jahrtausende haben verlaufen müssen, ehe die Zunft nur zu diesem Bewußtsein gekommen ist, und daß so große Errungenschaften, wie sie sie anstreben, nicht in einer Menschengeneration sich vollenden können; sie verlieren die Geduld, lassen sich von der Einsicht, daß ihr ärztliches Thun meist auf unsicheren Voraussetzungen beruhe, niederdrücken und ergeben sich entweder einer bloßen Scheinthätigkeit als Zuschauer und Beobachter am Krankenbette, oder ausschließlich der Forschung und der Schriftstellerei. —

Die Anderen dagegen, der geschulte Troß auf den Universitäten fertig gemachter Heilkünstler, folgen unbekümmert der Autorität ihrer vielfach auch mißverstandenen Lehrer und ihrer hoffnungs-

vollen Handbücher. — Im Kopfe solcher Leute steht das System, im besten Falle wohlgeordnet, mit seinen allgemeinen Obersätzen und seiner speciellen Nomenklatur, welcher, so zu sagen, die Signaturen auf den Gefäßen der Apotheke entsprechen! — Viele und lange Rezepte und kecke Eingriffe in den menschlichen Organismus durch große Gaben heftig wirkender Arzneistoffe waren noch lange die Regel in der Praxis.

Dazu kam, wie zu allen Zeiten, die Lügenpraxis aus Gewinnsucht, von dem pfiffigen Schäfer bis zur fein lackirten Aufschneiderei des Geheimenraths und des Professors. —

So stand es um die ärztliche Praxis, als Samuel Hahnemann, der berühmte Gründer einer ganz neuen Schule, mit seiner Schrift: Organon der Heilkunst, auftrat, ein zweiter Asklepiades und ein zweiter Paracelsus zugleich (s. oben), in dem modifizirten Style seiner Zeit. Eine Parallele zwischen ihm und den beiden genannten medizinischen Reformatoren dürfte nicht uninteressant sein, da er diese (vielleicht auch Mesmer) in mancher Beziehung sich zu Vorbildern genommen zu haben scheint; hier genüge indeß die bloße Andeutung. — Wie Asklepiades, gab Hahnemann seiner ganz neuen Praxis, indem er die seiner Vorgänger verwarf, die sehr verlockende Annehmlichkeit, daß er alle heftig wirkenden, schmerzhaften und dem Gaumen widerwärtigen Mittel verbannte — und dabei war er ein Mann gründlichen Wissens. — Wie Paracelsus, brach er in paradoxer, schonungslos polemischer Weise mit der uralten Heilmethode so gänzlich, daß bei ihm nicht von Reform, sondern von völligem Umsturz die Rede war, zu dessen Vollendung unzählige, auf die Gunst der unkundigen und ungebildeten Masse berechnete Schriften in der ganzen Welt, gleichsam als Guillotinen, wirken sollten. — Wie hätte es da fehlen können, daß auch er, wie einst Paracelsus, von einer Seite hochgepriesen und von der andern hart angefeindet, als gewinnsüchtiger Marktschreier und Betrüger verunglimpft wurde? — Eine Kritik der Hahnemannschen Lehre gehört nicht hierher. Ganz allgemein und partheilos muß man von dieser sagen, daß sie auf unerwiesenen Voraussetzungen beruht, gleich allen anderen medizinischen Systemen und gleich ihnen sich auf die „tägliche Erfahrung“ beruft, eine Erfahrung, welche aber vor der uralten gegnerischen darin wesentlich zurücksteht,

daß sie erst durch Versuche an Gesunden ihre Begründung **beginnt**; daß Hahnemann inmitten eines allgemein erwachenden Strebens, durch alle Hülfsmittel der Naturwissenschaften exakte Thatsachen für eine sichere Grundlage des ärztlichen Handelns zu gewinnen, dieses Streben verwirft, ja verspottet, und daß die höchst leidenschaftliche Sprache, in der er seine Dogmen vorträgt, diejenige Besonnenheit vermissen läßt, welche man da besonders, wo es sich um Menschenleben und Gesundheit handelt, als erste Bedingung forden muß.

Ob Hahneman für das, was er beobachtet und erfahren zu haben behauptet, volles Vertrauen verdient? — Das ist gewiß, wie sogleich gezeigt werden soll, daß er nicht, wie Paracelsus, seinen Gegnern unangefochten hätte zurufen können: er habe „in allen seinen Sachen nicht dem Gelde gelockt", sein „Gut und bestes Reichthum" sei die Kunst! —

Schon im Jahre 1791 bot Hahnemann (Reichs-Anzeiger 1791, No. 12, 22 und 140) seinen „Mercurius solubilis" für 3 Thaler das Loth preisend an, ein von ihm erfundenes Quecksilberpräparat, das nicht $\frac{1}{3}$ dieses Geldwerths hatte.

Er wollte ferner ein neues Laugensalz entdeckt haben, das er Alcali pneum nannte, dessen „Einfluß auf die Scheidekunst unverkennbar" sei, und bot dasselbe in einer geringen Menge für einen Friedrichsd'or feil, obgleich es sich bald, bei der von den ersten Chemikern seiner Zeit, Klaproth, Karsten und Helmbstädt, angestellten Untersuchung, als gemeiner Borax auswies, der in gleicher Menge in jeder Apotheke für einige Groschen zu haben war (Jenaische Literatur-Zeitung 1800, Intelligenzblatt No. 1); man vergesse dabei nicht, daß Hahnemann selbst als ein geübter Chemiker galt und in Betreff des Borax nicht im Irrthum sein konnte. —

In gleicher Weise verkaufte er sein angebliches Verwahrungsmittel gegen Scharlachansteckung (Pülverchen aus einem Milliontelgran des Extrakts der Belladonnenwurzel) für einen Friedrichsd'or (Allgem. Anz. 1808, No. 160).

Es ist nicht zu verwundern, daß die erbitterten Gegner diese und viele andere, ähnliche Beweise der Geldsucht Hahnemanns sammelten und öffentlich belegten, um mit dem Vertrauen zu der Person auch das zu der Sache zu erschüttern und zu vernichten. Aber auch der

Unbefangenste und Parteiloseste kann dem Staunen nicht entgehen, wenn er den folgenden Brief Hahnemanns liest, dessen Aechtheit dieser selbst einräumt, an den Vater eines Epileptischen in Braunschweig gerichtet:

„Wohlgeborner!

Mich dünkt, jetzo tritt der Fall ein, wo Sie mir gleich anfänglich, sobald sich einige Besserung zeigt, 10 Louisd'or zu entrichten versprachen. Finden Sie nun, so wie ich, daß dieses der Fall sei, so erbitte ich mir diese kleine Summe, wenn Sie bald einmal zu mir kommen. — Sie werden sich auch erinnern, daß ich gleich anfangs mich auf keine Bestimmung des Honorars für die völlige Genesung eingelassen habe, aus dem Grunde, weil mir dieselbe noch im weiten Felde zu sein deuchtete. Jetzt ist es anders, ich sehe einer gewissen Genesung entgegen" (der Patient starb später fall- und lungensüchtig), „und ich glaube es bestimmen zu müssen."

„Ist demnach Ihr Herr Sohn 9 Monate von seinem Zufalle befreit, so erhalte ich von Ihnen 100 Louisd'or und bitte mir darüber eine schriftliche Versicherung aus. Die Gesundheit Ihres Herrn Sohnes kann Ihnen mehr als 1000 Louisd'or werth sein, und wird es sein, da es Ihr einziger Sohn ist. Aber was er Ihnen werth sei, will ich nicht taxiren, genug ich verdiene wenigstens so viel an Ihrem Herrn Sohne, als ich da gefordert habe. Ich weiß wohl, man zahlet für Kuren in Braunschweig nicht gern viel, aber dagegen kann man auch keine wichtigen Kuren von den Aerzten erwarten. Gleichwohl habe ich mich bei meiner Forderung nach diesen geringen Kurenpreisen gerichtet. Denn es wäre nicht gut, wenn ich und meines Gleichen für eine wichtige Kur dieser Art nicht 2, 3 und 4 mal so viel zum Honorar erhalten sollte. Meisterstücke sind nicht jedes Arztes Sache, und die pflegen dann in der Welt, Gott sei Dank, wohl noch bezahlt zu werden. Sie haben mir versichert, Sie kennten einen Herrn in Wolfenbüttel, der für die Genesung seines Sohnes gegen 1000 Louisd'or geben würde. — Glauben sie ja nicht, liebster Herr S., daß ich vor diesem hohen Preise erschrecke. Es kommt darauf an, wenn er mir geboten wird, ob ich es dafür thue, oder ob ich ihn überhaupt annehme. — Ein wahrer Künstler, der seine Sache

wohl versteht, ist ein kurz angebundener Mann. Werden ihm die Heldenkuren nicht bezahlt, so läßt er die Meisterkuren ungethan, und begnügt sich mit dem Gedanken, daß er es wohl hätte thun können, wenn es ihm wäre bezahlt worden. Bei Ihnen aber, lieber Herr S., mache ich eine Ausnahme. Sie können mir leicht das Doppelte geben, was ich gefordert habe, aber ich begehre nur das Einfache, weil Sie mir sonst ein lieber Mann sind, gegen den ich keinen Heller vorschlage, aber auch keinen nachlasse. — Sagen Sie mir dreist ja, oder nein, wenn Sie zu mir kommen. Im Bejahungsfalle können Sie mir schriftlich die Versicherung von Ihrer werthen Hand mitbringen; im Neinfall aber werde ich gar nicht böse. Ich werde Sie schätzen und lieben, wenn ich auch nicht mehr für Sie arbeiten sollte.

Mit wahrer Hochachtung
Ihr
Braunschweig, gehorsamster Diener
den 1. Juni 1796. Dr. Hahnemann."

Der Haß und die Verachtung trieben die Gegner Hahnemanns auch wohl oft zu weniger bewiesenen Anschuldigungen, und ihre Leidenschaft war heftig genug, daß man fast annehmen könnte, seine Kollegen, die auch er auf das Roheste vor dem Publikum herabsetzte, würden ihn, wie dem Paracelsus geschah, bei ähnlicher Gelegenheit im Affekt zum Fenster hinausgeworfen haben! — Seine Anhänger haben ihm ein ehrendes Denkmal gesetzt, aber die Grabschrift, wie sie dem Parcelsus geworden ist, welche mit den Worten schließt:

... ac bona sua, in pauperes distribuendo collocandoque honoravit —

muß dem Gründer der homöopathischen Heilmethode versagt werden, dessen ganze Lebensgeschichte zeigt, daß er zu denjenigen Aerzten ge-

---

Anmerkung. Das Schreiben Hahnemanns und die vorher beigebrachten Thatsachen, so wie vieles Andere dieser Art s. in der überaus gründlichen und interessanten, unzweideutig aus dem Geiste der Wahrhaftigkeit hervorgegangenen, polemischen Schrift:

Die Homöopathie von der praktischen Seite beleuchtet. Ein Lesebuch für Aerzte aller Confessionen. Herausgegeben von Dr. Ferdinand Lesser rc. Berlin 1835. Th. Chr. Frdr. Enslin.

hörte, über die Hufeland, wie oben angeführt, klagt, daß die Kunst ihnen nichts sei, als eine bloße Spekulation, ein Mittel, Glück zu machen, Geld zu erjagen. — Herzog Ferdinand zu Köthen ernannte ihn 1820 zu seinem Leibarzt und Hofrath; 15 Jahre später, in einem Alter von 80 Jahren, heirathete er eine junge und reiche Französin und ließ sich in Paris nieder, wo ja auch Mesmer es „so herrlich weit gebracht", trieb dort 8 Jahre eine mit Pomp umgebene, sehr einträgliche Praxis und starb in großer Opulenz.

Hätte Hahnemann und sein Anhang seine neue Lehre mit wissenschaftlicher Würde vertheidigt und geräuschlos in der Praxis angewendet, so würden die großen äußerlichen Erfolge, die er bis ins höchste Lebensalter erlangt hat, wohl mit für eine innere Wahrheit des Systems zeugen. Wer keinen Hang hat, der mystischen Arzneigabe von einem unendlichen Granbruchtheile eine Heilkraft zuzuschreiben, würde, wenn auch gegen die ausdrückliche Ansicht Hahnemanns, annehmen, daß die Natur selbst, wenn sie nur darin nicht von Arzneimitteln gestört wird, bei der reizlosen (homöopathischen) Diät, die Gesundheit in den meisten Fällen wieder herstelle; und gewiß verdankt die Hahnemann'sche Heilmethode dieser Negativität die besten Erfolge, da die meisten Gesundheitsstörungen erfahrungsmäßig sich ohne alle arzneilichen Einwirkungen zur Genesung ausgleichen. — Das haben auch die denkenden und erfahrenen Aerzte schon lange vor Hahnemann eingesehen. Schon Sydenham, wo er die Behandlung des Rheumatismus ohne alle andere Arznei mit einer ausschließlichen Molken-Diät dringend empfiehlt, sagt: — quod nisi obstarent praejudicia vulgi nullus dubitarem methodum jam dictam aliis etiam morbis — — accommodare. Quod sane magis prodesset, quam solennior illa remediorum pompa, quae in jam moribundis, tanquam bestiis, ut mox immolentur, coronatis, male collocatur (Th. Sydenham Op. med. tom. I. p. 198, 199. Genevae 1757).

Wenn man aber die Hebel ansieht, welche für die neue Lehre in Bewegung gesetzt worden sind und fort und fort bis zum Dr. Lutz hinab gebraucht worden, so muß man das wesentlich Neue in der Hahnemann'schen Lehre für eine Mystifikation der gläubigen Menge

halten, absichtlich gebraucht, um diese auszubeuten. — Wie Hahnemann selbst seinen Streit führt, zeigt z. B. seine Brochüre, betitelt: „Die Allöopathie, ein Wort der Warnung an Kranke jeder Art", Leipzig 1831:

„Subjektiv grausamer", heißt es da, „mag die That sein, wenn man seinen Feind aus Rache hinterrücks durchbohrt, objektiv grausamer aber ist es, einem Kranken, der unsere Hülfe ansprach, — sein Leben, bis es unerträglich wird, durch heimliche Zerstörungsmittel so zu untergraben, daß er in fortwährendem Jammer das elende Dasein trost- und rettungslos hinschleppen muß, ohne ersterben zu können, jenen korsisch Erdolchten um seinen schnellen Tod beneidend. — Bei dieser jedes Menschenherz zerreißenden Betrachtung, wie gefährlich es sei, als Kranker den verderblichen Händen der auf ihre alte Unkunst bis zur Narrheit stolzen, mit unverständlicher Aftergelehrsamkeit flunkernden Quacksalber kaum entrinnen zu können, die nur auf Kunden lauern, um sie mit allen erdenklichen Charlatankniffen an sich zu ködern, kann ich nicht umhin, meine bescheidenen Amtsbrüder, die gewichtigen menschenfreundlichen Homöopathiker, liebreich zu bitten, unsere in natürlichen, unverdorbenen Krankheiten so unfehlbar helfende, göttliche Kunst nicht an solche rettungslose, bis in das innerste Mark verdorbene Kranke zu verschwenden, solche durch allöopathische Vernichtungskunst bis an die Grenzen der Unheilbarkeit verhunzte Kranke um keinen Preis anzunehmen."

In einer andern Brochüre: „Allgemeine Belehrung über homöopathische Aerzte, Kuren, Arzneien, Diät 2c. Geschrieben von einem Manne, der alles Homöopathische gut kennt, ob er gleich kein Doktor ist." Leipzig 1834, werden die Vorzüge der homöopathischen und die Nachtheile und Gefahren der allöopathischen Kuren in folgender Weise aufgezählt:

1) „Wer sich homöopathisch behandeln läßt, wird in der Regel sehr sicher, sehr gründlich und oft sehr geschwind kurirt; er hat nicht nöthig, sich im Mindesten vor der Kur zu fürchten, denn er bekommt von Zeit zu Zeit ein ganz klein Bischen Medizin, die nach gar nichts schmeckt und riecht; er muß blos eine gewisse Diät halten u. s. w."

„Kranke, welche sich allöopathisch behandeln lassen, müssen Tränke verschlucken, die gräßlich schmecken.

2) Sie müssen Pillen herunterwürgen, wobei ihnen grün und gelb vor den Augen wird.

3) Sie müssen große Kannen voll heißen Thee in den Hals gießen.

4) Sie müssen brechen und laxiren, daß ihnen der Angstschweiß wie ein Strom von der Stirne herabläuft.

5) Sie müssen, wenn sie schon auf dem letzten Loche pfeifen, sich in eine Badewanne schleppen lassen, aus der sie oft nicht lebendig herauskommen.

6) Sie müssen sich spanische Fliegenpflaster und andere Pflaster legen lassen, die eine Empfindung hervorbringen, als wenn ein Bär recht grimmig anpackt.

7) Sie müssen sich Salben in die Haut reiben lassen, die die Haut zerfressen.

8) Sie müssen durch Aderlassen, Schröpfen und eklige Schlangenwürmer, die man Blutegel nennt, sich Blut, den edlen Lebenssaft abzapfen lassen, bis sie in Ohnmacht fallen.

9) Sie sind endlich keinen Augenblick sicher, daß es dem Doktor nicht einfällt, Heilmittel bei ihnen anzuwenden, gegen welche Alles das, was so eben gesagt worden ist, ein Kinderspiel, eine sanfte Behandlung genannt zu werden verdient.

10) Sie werden oft durch die angewendeten Arzneien vergiftet."

Unzählige Flugschriften, theils von Hahnemann selbst und theils von seinen ärztlichen und nichtärztlichen Schülern und Nachahmern verfaßt, führen solche Angriffswaffen und eine solche, die Sache nicht ehrenhaft vertheidigende Sprache. Sie begründen, mit dem unbefangensten Auge betrachtet, den Zweifel an die Wahrhaftigkeit der thatsächlichen Behauptungen Hahnemanns, Behauptungen, mit deren Wahrheit oder Dichtung auch seiner neuen Lehre die faktische Grundlage gegeben, oder genommen ist. — Es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß mehrere höchst gereizten Gegner oft eine ihre Sache befleckende Witz- und Schimpf-Polemik getrieben haben! —

Hahnemann änderte später Manches an seinem ursprünglichen System, von dessen „seitherigen" Erfolgen (doch wohl für seine Kranken) er selbst sagt: „ihr Anfang war erfreulich, die Fortsetzung minder

günstig, der Ausgang hoffnungslos" (Häser, a. a. O., S. 687 und 688). — Diejenigen seiner Nachfolger, welche ihre Praxis in Wahrhaftigkeit treiben, haben dann nach und nach seine Lehrsätze theils verworfen und theils so sehr modificirt, daß sie der „alten Schule" sich wieder nähern, die auch von ihnen Manches gelernt und niemals gleich der Hahnemann'schen ihre Unfehlbarkeit behauptet hat. — Auch verschmähen die Besseren den, im schlimmen Sinne, ächt praktischen Kunstgriff, der Hahnemann so glänzende äußere Erfolge verschafft hatte: den Aerzten die Competenz zur Beurtheilung seiner Lehre abzusprechen und nur an die der „unpartheiischen" Laien zu appelliren, indem sie vielmehr die „Laien für eine Landplage" erklären, die „durch ihren Dünkel, ihre Unwissenheit und Abgötterei zur Geißel" werde. —

In der Mitte unserer Gegenwart angelangt, muß die Skizze abgeschlossen werden. Sie zeigt, daß die Lüge in der Praxis (und dies nicht in der ärztlichen allein), mit der Wahrhaftigkeit gepaart, sich seit Jahrtausenden „wie eine ewige Krankheit forterbt", selbst bis dahin zu verfolgen, wo die Praktiker den Ergebnissen der Naturwissenschaften nachgehen, wo sie die Pulsschläge nach Terzen zählen, horchen, klopfen, chemisch reagiren, das forschende Auge auf das Ocular des Mikroskops niedersenken, um Urzellen, Bläschen, Kügelchen, Kristalle zu entdekken, und wo sie das kalte und das „abgeschreckte" Wasser, die Heilgymnastik und die elektrischen Kräfte für die leidende Menschheit in Wirksamkeit setzen; denn auch unter den Priestern des naturwissenschaftlichen Heilkultus fehlt es nicht an solchen, welche, nach dem Ausdruck des Paracelsus „dem Gelde locken und ihres Seckels Nutzen mehr, denn der Kranken Nutzen betrachten!"

# Nachwort.

Betrachten wir jetzt das Bild, das hier musivisch skizzirt worden ist, in seiner Gesammtheit, so finden wir uns veranlaßt, nach dem dämonischen Grunde zu fragen, der die Ausübung einer ideal so erhabenen Kunst, wie die Medizin, diese aufopfernd thätige Barmherzigkeit selbst, auch bis dahin mit Befleckung verfolgt, wo sie sich mit der exakten Wahrheitsforschung inniger zu verbinden begonnen hat. —

Eine Erklärung liegt nahe, wenn wir die ärztliche Praxis von ihrem thatsächlich gewerblichen Standpunkte aus beurtheilen; der Dämon sitzt im Gewerbe. Nicht, daß jedes Gewerbe davon befleckt wäre, sondern nur dasjenige, wo der Handel mit ideal-erhabenem Wirken, mit dem Heil der Menschen, getrieben wird. — Der Haufe, der zum ärztlichen Markt kommt und die Masse derer, die da feil halten, beide einander gegenüberstehende Theile tragen gemeinsam die Schuld, deren man die Praktiker nur einseitig anklagt. — Das gegenseitige Verhältniß Beider unterscheidet sich von dem anderer Producenten und Consumenten wesentlich dadurch, daß der Nachfrager außer dem Anspruch an die beste und wohlfeilste Waare auch noch die, nicht im Bereich merkantilischer Schätzung liegende, innig humane Hingebung und Theilnahme fordert, ohne welche allerdings die Waare oft keinen Werth hätte; auf diese Zugabe aber spekulirt der große Haufe sonderbarer Weise zur Schmälerung des Preises. Das Vertrauen selbst, das er dem Arzte „schenkt", bringt er stillschweigend in Gegenrechnung, und die Verschämtheit des wahr-

haft humanen Arztes giebt dem Haufen die Keckheit, das Honorar zu verkürzen. — Ein Patient, der, seinem Arzte gegenüber, viel von der Erhabenheit der ärztlichen Kunst, von Bewunderung des Kurerfolgs, von der „allbekannten“ Menschenliebe seines Arztes, von Freundschaft und zumal von Dankbarkeit spricht, will, vielleicht unter zehn- neunmal, alldieses als klingende Münze verwerthen. — Bei jedem andern Geschäft ist der ehrliche Eigennutz das natürliche und unverwerfliche, offene Motiv; bei dem ärztlichen dagegen schreit das Publikum sofort: Eigennutz! wenn der Arzt seinen Preis fordert — „gemein“, wenigstens „unschicklich!“ —

In der Neuzeit vornehmlich legt die reiche Menge auf die geistigen Besitzthümer überhaupt nur den Werth des unmittelbaren Nutzens; der Denker, rein als solcher, ist ihr ein närrischer Wicht, der Naturforscher und Physiker nichts als eine Wünschelruthe zum Schürfen, die Werke der schönen Künste nur ein prunkender Ausputz ihrer Salons und Mittel gegen die lange Weile. — Gleich dem kalifornischen Miner zerklopft und zerstampft der Kapitalist den praktischen Chemiker, Physiker und Mechaniker, um das münzbare Gold herauszuschlagen, wie sollte er den, stets und immer wieder angezweifelten und doch unablässig gesuchten Nutzen seines Arztes, dem er oft lange nach der überstandenen Gefahr erst den „Dank“ abstattet, angemessen zu schätzen wissen?! — Dem Patienten fehlt in der That auch oft die richtige Grundlage zur Beurtheilung dessen, was ihm der Arzt geleistet, er müßte denn die „Visiten“ berechnen, mit deren Bezahlung der letztere zu einer höheren Art Botenläufer herabgesetzt wird, die aber nichts weniger als ein guter Maßstab sind. Denn der ungeschickte Arzt, der eine Krankheit in ihrem Beginn mißhandelt, so daß sie sich dadurch erst verschlimmert und in die Länge zieht, macht weit mehr „Visiten“, als der tüchtige, der die entstehende Krankheit in ihren Anfängen erkennt und in kürzester Zeit zu heben versteht. —

Zu den größten Hindernissen der Wahrhaftigkeit in der ärztlichen Praxis von Seiten des Publikums gehört die erstaunliche Unwissenheit und Halbwisserei der großen „gebildeten“ Masse, selbst in den Anfangsgründen der physischen Anthropologie, verbunden mit Ken-

nerdünkel: Jeder klimpert auf der medizinischen Guitarre und hält sich für einen Musiker! — Alle Bemühungen des wahrhaftigen Arztes, medizinisch aufzuklären, verfehlen meist ihren Zweck, weil der Boden, auf den er seine Belehrungen ausstreuet, nicht nur der Vorbereitung ermangelt, sondern auch mit undurchdringlichem Unkraut bedeckt ist, das jahrjährlich die alte Saat wiederbringt; dagegen finden Kniffe und Pfiffe, übersinnliche Vorspiegelungen und Accommodation die größte Empfänglichkeit. — Ist nicht in der allerneuesten Zeit, wo Alles zu den öffentlichen Vorlesungen hinströmt, um sich die ungeheueren Wunder der Physik erklären zu lassen, in München wieder das alte „närrische Töchterlein der erhabenen Astronomia“ wieder „zu Ehren“ gekommen, „bestürmt von Prinzen, Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen, Freiherren und Freifrauen und Freifräulein, Professoren, Doctoren, Staatsbeamten, Offizieren“: die „Naivität“ zu stellen [46])?! —

So gestaltet sich die ärztliche Praxis bei der großen Masse, auf welche sie in gewerblicher Beziehung hauptsächlich angewiesen ist. — Betrachten wir jetzt auch das Gegenstück: die große Masse der ärztlichen Praktiker.

Von den vielen Anstrengungen seiner, an Umfang und Tiefe sich fortwährend steigernden, Studien auf der Universität an Körper und Baarschaft geschwächt, aber der edeln Natur seines Berufs und seiner Leistungsfähigkeit sich bewußt, begiebt sich der angehende Arzt, wie ein begeisterter Missionär, zu den „Ungläubigen“, um ihnen Heil zu bringen und — sich eine würdige Lebensstellung zu gründen. Sein Unterhalt nicht allein, sondern auch ein fortdauernder Aufwand für Bücher und Instrumente zwingen ihn, auch bei den bescheidensten Ansprüchen, nach Erwerb zu trachten. Ein Producent aber, dessen Waare, wie die ärztliche, keinen andern Preis hat, als den, welchen die Phantasie der Abnehmer darauf legen mag, muß nothwendig, um zu bestehen, mit dieser so höchst wandelbaren Phantasie buhlen. — Lange sträubt sich der edle Stolz des jungen Mannes auf das

---

[46]) Der Astrolog und Seher zu München rc. von Ludwig Hauff rc. Heilbronn und Leipzig. Landherr. 1858, S. 22.

„θεῖον τὶ" seiner Kunst gegen solche Buhlschaft, aber nach vielen erlittenen Verwundungen bedeckt sich sein besseres Gefühl mit Schwielen, er ergiebt sich dem — „savoir faire", sein offenes, wahrhaftiges Wirken umhüllt sich mit „Feinheit" — und bald stellt er dem charakteristischen Ausspruche, welcher in unserer Zeit an sehr öffentlicher Stelle einem bekannten großen Finanzmanne entfuhr und seit dem zum Schibolet des Kapitals geworden ist: „in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf", — das selbstbeschwichtigende Wort des Charlatans entgegen: „mundus vult decipi, ergo decipiatur"! —

Dies erklärt es, wie die „sacra gens asclepiadea" auch auf dem Boden der Naturforschung zu unheiligem Treiben hinab sinken kann. —

Zum Schlusse erlaubt sich der Verfasser, als alter Praktiker, seinen angehenden Berufsgenossen über die Grundzüge der rechten und in Ehren siegreichen Politik des Arztes aphoristisch seine Meinung zu sagen.

Abgesehen von der geselligen, sittlichen Klugheit, welche jeder redliche Verkehr mit Menschen fordert und deren ganz besonders der, mit „allem Volke" umgehende, Arzt bedarf, ist Pfiffigkeit und List — diese in ihrem Verlauf sicher verderbliche Politik überhaupt — von der ärztlichen Praxis fern zu halten.

Ohne alle Illusion mache der angehende Arzt sich seinen thatsächlichen Standpunkt klar, welchen er dem Publikum gegenüber einzunehmen hat, und halte ihn dann unerschütterlich fest, nach der idealen Richtung im reinen Sinne des Berufs und nach der realistischen im prosaischen Sinne des Gewerbes, denn er will ja und muß aus Lebensnoth die Kunst als Gewerbe ausüben! —

Bei der Pflege dieses mit einander verwachsenen Doppelwesens aber sei er vor Allem ein wahrhaftiger Arzt, durchdrungen von Wohlwollen und Hülfsbereitschaft für jeden Leidenden, für den Armen, wie den Reichen, den schlechten Zahler, wie den guten, für den Beleidiger, wie den Freund. Ist all sein Denken und Trachten am Krankenbette von inniger Humanität erwärmt, so gewinnt sein ganzes

Thun und Lassen den unverkennbaren Charakter der besonnenen und zugleich mit dem Herzen thätigen Theilnahme, welche unwiderstehlich die Gemüther fesselt und gewissermaßen auch heilen hilft. Solche Theilnahme aber „spricht sich nicht in Worten aus, sie zeigt sich in der That, sie handelt in der Stille, sie äußert sich ohne Geräusch, sie ist weder ceremoniös, noch wortreich; sie schwatzt nicht nach dem Munde und bietet nicht Gefälligkeiten an, die nicht zum Zweck der Heilung gehören und außer der Sphäre des Arztes liegen; sie führt, wo es nöthig ist, eine ernstliche, gesetzte, männliche, feste Sprache, unbekümmert, ob sie für unhöflich gelte [47])"; man muß es ihr ansehen, daß sie einzig und allein Heilung oder wenigstens Milderung des Leidens im Auge hat. — So geeignetschaftet wird der Arzt als wahrer Wohlthäter empfunden und erkannt, nicht nur von dem hochgebildeten, feinen Menschenkenner, sondern auch von Jedem aus dem Volke, ja selbst von dem unverständigen Kinde; und der rechte Wohlthäter erzwingt wahre Dankbarkeit, Hochachtung und Ruf. Denn „officia etiam ferae sentiunt, nec ullum tam immansuetum animal est, quod non cura mittiget et in amorem sui vertat. — — Adeo etiam quae extra intellectum atque existimationem beneficii sunt posita, assiduitas tamen meriti pertinacis evincit [48])". — Da ist die Quelle der Lust und der idealen Befriedigung des praktischen Arztes und seiner prosaischen Glückseligkeit zugleich, denn da erhebt er sich vor sich selbst und vor dem Publikum weit über den Standpunkt des Gewerbsmannes in unantastbarer Würdigkeit, im Bewußtsein dessen er auch den andern Zwilling, den Erwerb, vor Aller Augen pflegen mag — mit dem Anstande des „königlichen Kaufmanns". —

---

[47]) Osiander a. a. O. II. S. 82 und 84.

[48]) Seneca, de beneficiis, L. I., cap. III.
Der Inhalt aller sieben Bücher Seneca's de beneficiis verdient dem angehenden Arzt als eine wahre Fundgrube von sittlich reiner Lehre für das savoir faire des praktischen Lebens überhaupt empfohlen zu werden.

Junge Aerzte, denen das Empfindungsorgan für jene ideale Befriedigung abgeht, die das „ingens oblectamentum in ipsa occupatione“ des Künstlers, wie ihn Seneca will, zu genießen unfähig sind, werden allerdings, indem sie nur das „Dasein und Wohlsein“ erstreben, von den materiellen Erfolgen großer Marktschreier angelockt, mit mehr oder weniger Finesse und Glück die Bahn der Lüge einschlagen —: diese verfallen — wie die Ablaßkrämer — der Verachtung ihrer eigenen Zunftgenossen, zu ihnen hat der Verfasser nicht gesprochen.